Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Frommel.

V.

Von der Kunst im täglichen Leben.

Dritte Auflage,

vermehrt durch den Vortrag:

Die Kunst in der Kirche.

Berlin.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

1875.

Von der

Kunst im täglichen Leben.

Ein Streifzug

von

Emil Frommel.

Dritte Auflage,
vermehrt durch den Vortrag:
Die Kunst in der Kirche.

Berlin, 1875.
Verlag von Wiegandt und Grieben.

Reading, Pa. (Nord-Amerika):
Pilger-Buchhandlung.

Seinem lieben Bruder

Max Frommel.

Dir, mein innigstgeliebter Bruder, laß dies Büchlein gewidmet sein. Wie Du weiß es Niemand, was wir in und am Elternhause gehabt und wie uns dort die köstliche Perle in goldener Fassung geboten ward. Mit Dir zog ich dann über die Alpen ins Land der Schönheit und der Kunst und wir theilten den Gewinn. So nimm dies Büchlein denn als einen Gruß aus der Ferne, eine Erinnerung an vergangene, liebe, lichte Tage. Du wirst seinen Sinn verstehen, denn Dir wie mir ist die strahlende Schönheit des Gekreuzigten aufgegangen und in seinem Glanze steht uns die ganze Creatur vor dem innern Auge. Darum kann ich mit Deinen Worten meinen Gedanken bei diesem Büchlein sagen: „So wahr das Wort ist: „„Eins ist Noth!““, so wahr ist jenes andere: „„Alles ist Euer!““ Himmel und Erde, Natur und Geschichte, Kunst und Wissenschaft, Vergangenheit und Zukunft, erschließt sich der wahrhaft christlichen Weltanschauung. Den allmächtigen Gott zu seinem innersten Centrum und die ganze, große, weite Welt zu seiner Peripherie zu haben, das ist der christlichen Bildung Grund und Ziel, das ist ihre Einseitigkeit und ihre Allseitigkeit.“

Dein treuer Bruder.

Vorrede.

Aus Vorlesungen, in mehreren Städten am Rhein gehalten, ist dies Büchlein entstanden. Freund und Feind haben gleichmäßig begehrt, schwarz auf weiß zu sehen, was sie gehört haben. Ein Jahr habe ich darum gewartet, um mein Wort nochmals zu prüfen, bin aber im Wesentlichen auf keine andern Gedanken gekommen. Etliches dagegen, was nur lokales Interesse hatte, habe ich gestrichen. Den Charakter der Vorlesung und des Streifzuges behielt ich bei, damit das Büchlein sich als einen alten Bekannten empfehle.

Wer sich mit der Kunst nach ihrer sittlich-socialen Seite hin beschäftigt hat, wird leicht erkennen, wie viel ich den anregenden, trefflichen Schriften Thibaut's „Reinheit der Tonkunst", Riehl's Aufsätzen „zur ästhetischen Culturpolitik", Oldenberg's „Streifzug durch die Bilderwelt", A. Reichensperger's „Die Kunst Jedermanns Sache", Schäublin's „Die Bildung des Volkes für Musik und durch Musik" — verdanke. Habe ich es vermocht, einen und den andern der Leser zum eigenen Nachdenken über die ernste und wichtige Seite der Sache, zum Lesen und Studiren der obengenannten Werke gebracht zu haben, so bin ich vollkommen befriedigt und

will mir auch gerne gefallen lassen, wenn er über etliche Punkte mit mir rechtet.

Dem Büchlein aber, das an seinem Theile mittelbar dem Reiche Gottes dienen will, erbitte ich Gottes Geleit.

Barmen, im Advent 1866. Der Verfasser.

Zur zweiten Auflage.

Das Büchlein soll zum zweiten Mal seinen Weg laufen. In seiner alten Gestalt muß es gehen, wiewohl die vergangenen Tage mit dem was wir über dem Rhein gesehen, eine schlagende Illustration zu demselben wären. Denn drüben hat sich's gezeigt, daß auch die Kunst im täglichen Leben mitgeholfen, das Volk in's Verderben zu stürzen. Aber der Drang der Zeit nahm die Stille, die zu jeder Arbeit nöthig ist. Möge es denn auch in der alten Gestalt neuen Segen bringen!

Berlin,
am 1. September, dem Tage von Sedan,
1871.

Der Verfasser.

Zur dritten Auflage.

Dem dritten Gang des Büchleins durch die Welt habe ich auf Wunsch des Verlegers einen Vortrag beigefügt, den ich auf der Pastoralconferenz zu Bonn a. Rh. über die Kunst in der Kirche gehalten. Manche Ge-

danken, die in dem Büchlein enthalten sind, klingen in dem Vortrag wieder, andere, die nur angedeutet waren, sind hier weiter ausgeführt. Auch diesmal hat es nicht an der Ursache, wohl aber an der Zeit gefehlt, die bessernde Hand an das Büchlein zu legen. Möge es sich auch so neue Freunde erwerben!

Berlin, im Juli 1875. Der Verfasser.

Hochverehrte Versammlung!

Zu einem Streifzug durch die Kunst im täglichen Leben habe ich mir Freiheit und Ehre genommen, Sie einzuladen. Der Sie aber einlädt, ist kein Professor der Aesthetik, sondern ein im praktischen geistlichen Amt stehender Mann, der es den ganzen Tag über weit mehr mit Personen und Dingen, als mit Begriffen zu thun, und weit mehr mit der bittern Wirklichkeit, als mit der rosigen Idealität seine Begegnungen hat. So erwarten Sie denn auch nicht hohe Definitionen über Schönheit und Kunst, und werden es begreiflich finden, daß nicht das ästhetische, sondern vielmehr das *sittliche* Interesse mich reden heißt und mir zu reden — erlaubt. Denn es wird viel über Kunst geredet, aber eben auch nur *geredet*; wenige haben das Zeug und den Beruf *recht* über sie zu reden. Die hohe Muse will keine Schwätzer, sondern Priester haben, die durch Mühe und Arbeit die Weihe zum Reden empfangen. Etwas Anderes aber ist's, die Kunst als eine *sittlich-sociale Lebensmacht* zu begreifen, ihr nachzugehen, wie sie unser Volk versittlicht oder entsittlicht, hebt oder verdirbt. Die Kunst hält sich nicht mehr in ehemals schwer zugänglichen Museen oder schwer zugänglichen Cirkeln der höheren Gesellschaft auf,

sie ist heute Gemeingut Aller geworden; darum ist auch ihre Wirkung eine ganz andere. Sie ist von großer Bedeutung für unser Volksleben geworden. Darum kann und muß denn auch Jeder, der Herz und Sinn für sein Volk und dessen Wohl und Wehe hat, ein aufmerksames Auge und Ohr für die Kunst haben, die ihm im täglichen Leben begegnet. In diesem Sinne zunächst ist der „Streifzug" gemeint. Daß ich nicht alle Gebiete der Kunst berühren kann, liegt eben in der Natur eines Streifzuges, der entweder gefährliche Punkte recognoscirt, oder sich einmal auch an einem schönen Ort über die Gebühr aufhält. Sollte ferner der Streifzug da und dort zum „Raubzug" werden, manches nehmen, was Ihnen lieb war, oder auch etwas in Brand stecken, was Sie besonders schön hielten, so bleibt Ihnen immer noch übrig, „alles zu prüfen und das beste zu behalten." Entschuldigen Sie mich auch, wenn ich nicht alle Dinge mit eisernem Stabe schlage, sondern über etliche nur die Ruthe des Humors schwinge. Es wird dem Ernste der Sache keinen Eintrag thun. Habe ich Ihnen nur gezeigt, daß die Kunst in unser Volksleben eingedrungen, dort als wohlthätige oder verderbliche Macht sich erweist, und verbinden Sie sich mit mir zu dem Berufe, an unserm Theile eine Kunst, die unser Volk erzieht und veredelt, heraufführen zu helfen, so ist mein Zweck erreicht. Für diese drei Punkte bitte ich freundlich um Ihre Aufmerksamkeit.

I.

Wir haben Alle mehr Kunstsinn als wir nur wissen, und treiben mehr Kunst, als wir ahnen. Auch am erbittertsten Kunstfeinde wird sich immer noch etwas von Pflege der Kunst finden lassen. Denn alles, was über das bloß Zweckmäßige hinausgeht, oder in das Gebiet der Form und des Geschmacks fällt, streift damit auch schon in den Bereich der Kunst. Wer einmal mit aller Kunst zu brechen den Muth hat, an dem wird im buchstäblichen Sinne des Worts kein Haar und kein Faden mehr ganz bleiben. Gehören ja doch die Haarkräusler noch zu den freien Künstlern, die frei und königlich bezahlt werden, und auch die Kleidermacher haben sich zur „Kunstgenossenschaft" emporgeschwungen. Oder ist's nicht künstlerisch geredet, wenn einer der Herren Meister von einem ihm gezeigten fremden Rocke sagt: Er habe „gute Ideen", zugleich aber meint, er könne ihn nicht bessern, „weil der Geselle nicht im Stande sei, in demselben Geiste fortzuarbeiten?" Sie sehen wenigstens das Bestreben, das Handwerk zur Kunst zu verklären. Aber Scherz bei Seite: Entscheidet nicht bei dem Kleide die Wahl des Stoffes über den Geschmack? warum wählt man überhaupt einen Stoff mit bestimmten Dessin? Sie wollen eben nicht blos

ein gutes, sondern auch ein schönes Kleid, und nicht nur Sie, sondern das geringste Dienstmädchen auch. In der Art sich zu kleiden und den Stoff zu verwenden, offenbart sich der Geschmack und der Schönheitssinn, nicht blos im Stoffe und seiner Wahl. Mit wenig Flicken und Flecken weiß sich das Eine geschmackvoll zu kleiden, und man thut Unrecht, gleich mit dem bösen Namen der „Putzsucht" zu bezeichnen, was vielleicht ganz einfacher Kunstsinn ist. Die gesuchte Einfachheit ist mindestens ebenso auffallend und hoffärtig als der gesuchte und übertriebene Putz. Ein äußerlich formloser, unordentlicher Mensch wird aber allezeit auch innerlich davon etwas an sich tragen.

Ich schaue mir Ihre Küchengeräthe an und finde nirgends die bloße Nützlichkeit berücksichtigt. Wozu denn der Goldrand an Ihren Tassen? schmeckt der Kaffee aus dem einfachsten Geschirr nicht ebenso gut? Warum nimmt die Bäuerin statt des einfachen Tellers einen gemalten, mit großer Pluderrose und Sprüchlein versehenen, mit? Warum das hübsche, blanke Zinn der Kannen in den Küchen der Bürgersleute? Warum überhaupt polirte Möbel? Thut denn ein handfester eichener oder tannener Schrank nicht denselben Dienst? Ihre Teppiche in den Stuben bis zum Strohteppich der armen Leute herab, sind eben doch auch Kunsterzeugnisse, und ein einfacher, weißer Laken statt des garnirten Vorhanges, würde am Fenster genügen, den neugierigen Beobachter fern zu halten.

Das Haus, in welchem Sie wohnen, kann sich, wäre

es auch das kunstloseste, nicht völlig der Kunst entschlagen. Jede Geschmacklosigkeit und Unverhältnißmäßigkeit, jedes unsymmetrische Fenster stört und verletzt unser Auge und der Volkswitz ist sehr schnell dabei, einem verfehlten Hause den treffendsten Uebernamen zu geben und dem Baumeister das Sprüchlein zu Gemüthe zu führen, daß „wer am Wege baut, viel Meister hat." Wie vieles würde noch beim schlichtesten Hause wegfallen, würde nur auf die Nützlichkeit und auf die Nothwendigkeit gesehen werden. In die Zimmer aber finden Sie die Kunst irgendwie eingedrungen, wie z. B. schon in der Symmetrie der Bilder, der Stellung der Möbel, der Wahl der Tapeten, in Ueberfüllung oder Leere, oder im richtigen Maaße der Vertheilung der Gegenstände, Geschmack oder Geschmacklosigkeit sich verräth.

Um im Hause noch einen Augenblick zu verweilen: Gehört nicht Schicklichkeit, Anstand, guter Ton, feine und züchtige Haltung, Anmuth in der Bewegung, die alle Derbheit, alles rasch auffahrende Wesen vornehmlich bei Frauen ausschließt, in den Bereich der Kunst und der Sittlichkeit zugleich? Der gesellschaftliche Umgang, das Gespräch mit den in Ihrem Hause eingeladenen Gästen, in so fern es kein wüstes Durcheinander, sondern lebens- und beziehungsvoller Austausch sein soll, ist nach dieser Seite hin ein Kunstprodukt.

Ich komme zu den Kunstgegenständen im engeren Sinne des Worts. In der Kinderstube — liegen die Bilderbücher und Bilderbogen. Längst ehe das Kind in

die Schule kam und Buchstaben gelernt, hat es in seiner großen Bilderfibel studirt. Seine Bibliothek besteht aus Bildern. Daraus lernt es Himmel und Erde verstehen, studirt die Bibel, Naturwissenschaft, Geographie, Völkerkunde — kurz das kleine Männlein ist durch seine Bilder in den wenigen Jahren gescheuter geworden, als mancher Große mit allen seinen Büchern. Ihr größerer Junge studirt Geschichte — das Interessanteste in seinem Geschichtsbuch sind ihm wahrlich nicht die Daten und Zahlen, sondern die Bilder. Durch's Bild hat er längst gewußt, was später der Professor mit Mühe und obligatem Arrest beibringt. Unsere Erziehung ist dem Bilde so verwoben, daß ich nicht wüßte, wie Eins vom Andern trennen. — Aber das Töchterlein ist auch im Hause, zuerst probirt's seinen Schönheits- und Ordnungssinn an seiner Puppe, die die Gefälligkeit hat, mit den Jahren mit ihr zu wachsen. Im Anfang that's auch eine der Guillotine verfallene Puppe, deren Kopf aber in der Fantasie forteristirte — je mehr aber der Schönheitssinn erwacht, um so weniger will es mit einer häßlichen, kopflosen Puppe spielen. In späteren Jahren sitzt es am Stickrahmen und copirt fleißig das Muster. Ob's ihm nur um brillante Farben oder zugleich um hübsche Zeichnung zu thun ist, wird immerhin über Sinn und Geschmack des Kindes entscheiden.

Ihre Stuben sind mit Bildern behangen. Eine leere Wand hat etwas mehr denn Unschönes. Die Lateiner redeten nicht umsonst von einem „Schrecken des Leeren.“

In allen Gestalten finden Sie hier die Bilderwelt vertreten — Landschaft, Genrebild, Stillleben, Fruchtstücke, Portraits, Historie, alle *Schulen* von der umbrischen bis zu der flamländischen, der altdeutschen bis auf Lessing, Schnorr und Cornelius; in Oel, Lithographie, Stahlstich, Photographie; und um noch ein Genus zu nennen: *gute* und *schlechte* und *sehr schlechte*. Daß es zur „*Bildung*" gehöret, „*Bilder*" zu besitzen, ist gewiß sehr bezeichnend, und kann Ihnen den genauen Zusammenhang beider nachweisen. Man könnte versucht werden, die Standesunterschiede durch das Material des Bildwerks zu bezeichnen. *Oelbilder* sind Zeichen des Reichthums, der gute *Stahlstich* findet sich in bemittelten Familien, die *Lithographie* bezeichnet den niederen Bürgerstand, der *Holzschnitt* gehört dem Volke an. Die *Marmorstatue* findet sich nur in sehr reichem Hause, der *Gyps* aber ist wie die *Photographie* bei allen Ständen eingebürgert.

Für ein Bild in der Stube hat unser Volk immer noch etwas übrig, und bezeugt dadurch, daß es nicht vom Brod allein lebt. Im Budget unseres niederen Volkes finden sie einen Posten „für Kunst", — und wenn der Bilderhändler in's Haus kommt, so greift wohl auch nach etlichem Zögern der trockene Philister in die Tasche und meint, es sei recht, auch etwas für die „Kunst" zu thun. Die Kunst ist kein Monopol der Reichen mehr. In den ärmsten Wohnungen unserer Städte finden Sie den Bilderschmuck. Wo der Rahmen fehlt, wird das Bild an

die Wand geklebt, und wären es auch nur, wie ich einmal sah, sämmtliche Puppenköpfe aus einer Lieferung des Modejournals. Ein paar Bilder aus dem Kalender zieren dort die Wand, der Text schimmert noch unter ihnen durch — aber es ist doch immerhin ein Bild. Die Photographie hilft jetzt redlich mit die Stube des gemeinen Mannes zu illustriren; oder hängt nicht dort in der Kammer der einsamen Alten der Sohn, der beim Regiment ist, naturgetreu photographirt in voller Paradeuniform? Wäre auch das Gesicht weniger getroffen, weil der Mann nicht still gehalten — der Helm und der Busch, der Waffenrock und die blanken Knöpfe daran, das Faschinenmesser sind um so lebensvoller — und das Ganze, — noch dazu illustrirt, kostet keine zehn Groschen!

Daß aber unser Volk kunstliebend ist, davon kann uns nicht blos der Gang in seine Wohnung, sondern auch das Leben auf der Gasse überzeugen. Vor Monumenten, Kirchen und großen Bauten bleibt unser Volk stehen, und nicht aus bloßer Lust am Gaffen. Man sollte denken, der appetitliche Laden eines Metzgers, der — beiläufig gesagt, seine Schinken und Würste auch mit einer gewissen Kunst am Schaufenster in Guirlanden hängt und Blumen und Gypsfiguren dazwischen nicht spart — man sollte denken, sage ich, ein solcher Laden hätte für den gemeinen Mann etwas Einladendes und Anziehendes zum Stehenbleiben — und doch sind die Schaufenster einer Kunsthandlung ganz anders besetzt. Der Blick fällt weit weniger auf die Büchertitel als auf die Illustration und

die Stahlstiche. Beim Jahrmarkte, wo's gewiß viel zu sehen gibt, sehen Sie hunderte von Landleuten an den Buden der Bilderhändler stehen, wo die Erzeugnisse der Kunst, bemalt und unbemalt wie die Wäsche am Waschseil aufgespannt sind. Wenn lang genug betrachtet, bald das eine bald das andere in die Hand genommen ist, die Wahl mit ihrer Qual ein Ende hat, und noch ein paar Pfennige heruntergehandelt sind vom spröden Kunsthändler — wird ein Bild nach Hause gebracht zwischen dem Kochgeschirr und den neuen Stiefeln. Auch der schwarzhaarige Italiener, der auf seinem Brett die Kunst- und Weltgeschichte in Gyps modellirt trägt, macht keine schlechten Geschäfte. —

Erlauben Sie mir, Sie nun aus der Gasse in die Kirche, aus dem täglichen Leben ins sonntägliche zu führen. Es gehört ja auch ins tägliche Leben und soll, wie sein Name sagt: die Sonne des täglichen Lebens sein. Auch in der Kirche — erschrecken Sie nicht — verläßt Sie Ihr Kunstsinn nicht. Nur ein einseitiger Spiritualismus kann behaupten, daß die Form des gottesdienstlichen Gebäudes völlig gleichgültig für die Erbauung sei. Das Kind und der gemeine Mann — überhaupt der gesunde Mensch, weiß, daß jedes Ding seine Form, daß, wie der Mensch, so auch alles in der Welt neben dem Geist auch den Leib habe und daß die zwei zusammengehören. Es wird mir unvergeßlich sein, als ich einen Knaben von vier Jahren, der zum ersten Male im Strasburger Münster ins Innere einer Kirche trat, ungeheißen

die kleinen Hände falten sah. Das Kind und der Mann aus dem Volke fühlen, daß hier keine Fabrik ist, und der Stein sagt ihnen: Zeuch Deine Schuhe aus — oder ziehe Deinen Hut ab, denn das Land, da Du aufstehest, ist heiliges Land. Wie dem aber auch sei — ich komme später auf diesen Punkt zurück — Sie wollen wenigstens die Orgel gut gespielt haben und ein schlechtes Orgelspiel, ein umgeworfener Choral stört Ihre Andacht. Zum guten Spiel gehört aber die leidige Kunst. — Aber gesetzt, es läge Ihnen nichts am Stein und Ton, Sie überließen es dem Worte Gottes, das mächtig ist, uns zu erbauen, (und wer wollte es leugnen!) sind Sie wirklich frei von allen Kunstforderungen dabei? Ja, begehren Sie nicht vielleicht das Unmögliche? Wohl wirft man die Kunst in jeder Gestalt zum Portal der Kirche hinaus: aber siehe da, sie kömmt hinten zur kleinen Treppe herauf, öffnet die Thür und tritt in der Gestalt des Herrn Pastors, oder wie die Leute sehr richtig und bezeichnend sagen, des Herrn „Predigers" auf die Kanzel. Statt der Kunst im Stein und Bild, verlangt man eine kunstvoll periodisirte Rede mit prächtigen Bildern; dramatisch, episch, lyrisch soll die Predigt verlaufen. Und dies Kunstwerk soll der Mann alle acht Tage produziren!

Sie sagen von einer Predigt, die Ihnen gefallen, und hören es von Andern ebenso: „sie war schön", warum sagen Sie nicht: „sie war gut? treffend? wahr?" warum denn schön? Sie fällen eben zugleich ein Kunst-

urtheil über sie. Denn Schönheit gehört auch in das Bereich der Kunst. Warum stört Sie ein schlechtes Organ, eine schlechte Aussprache, eine ungefügige Declamation, eine schlechte Action und Gestikulation (wie das Fäusteballen und das obligate Kanzelaufschlagen so vieler Prediger), wenn Ihnen die Verkündigung des Wortes allein genügt? Woher auch die Empfindlichkeit auf Seiten vieler Prediger beim Tadel über ihre Predigt, wenn nicht ein „Können", eine „Kunst" dabei wäre? Wäre die Predigt nichts als ein einfaches Zeugniß des göttlichen Geistes und nicht zugleich Erzeugniß des Menschengeistes, ich sähe nicht ein, wie ihn der Tadel berühren sollte. Halten Sie alle Kunst im Gottesdienste für verfänglich — wohlan, die Redekunst ist wahrlich nicht die unverfänglichste!

Habe ich bisher nur die bildende Kunst und die Kunst im Worte berührt, wie sie als Bedürfniß und Gewohnheit im täglichen Leben, als eine Macht des Volkslebens uns begegnen, so lassen Sie mich der Tonkunst, der Musik nicht vergessen. Kaum werde ich es nöthig haben, Ihnen zu sagen, wie tief diese Kunst im täglichen Leben sich eingebürgert hat. Dort war das Auge, hier wird das Ohr vorzugsweise in Anspruch genommen und ich kann kaum entscheiden, welches Organ tiefer und inniger mit dem Seelenleben verbunden ist, mehr den Zufluß der Gedanken vermittelt. Unser Volk ist im Großen und

Ganzen ein musikalisches, und es ist vielleicht kein Land, in welchem so viel und verhältnißmäßig auch so viel gute Musik gemacht wird wie in Deutschland. Es wäre interessant, eine Statistik in dieser Beziehung aufgestellt zu sehen, z. B. wie viel Instrumente in einer Stadt — ich will einmal sagen, wie viel Klaviere in ihr sind. In einer schweizerischen Stadt (Lenzburg), einer Stadt von 2000 Einwohnern finden sich nicht weniger als 200 Klaviere, so daß also der zehnte Mensch ein Klavierbesitzer ist.

Ich weiß: das entscheidet noch nicht über den musikalischen Sinn, denn von manchem Klavier kann man wohl sagen, was Göthe von den Marmorbildern in Italien sagt:

Sie stehn und sehn mich an,
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?

Man sieht nur daraus, daß das Klavier ein nothwendiges Möbel, vielleicht auch ein nothwendiges Uebel ist, das man anstandshalber halten muß. In einer nur irgend etwas vermögenden Familie wird darauf gesehen, daß die Kinder ein Instrument, vornehmlich Klavier lernen. Es gehört ja mit zur Bildung Musik machen zukönnen und „musikalisch" zu sein, ist ein offener Empfehlungsbrief in die verschlossensten Häuser.

In größeren Städten nicht blos, auch in kleinen Landstädten bis zu den Dörfern hinab finden Sie Musikvereine der verschiedensten Form und Art. Die zu Grabe getragenen Innungen leben wieder auf im Sange; hörte

ich doch jüngst von einem „Chor der Metzger"! In Odeons- und Tonhallen sammelt sich die gebildete Welt, in Casinos und Gärten der mittlere Mann zum Concert für fünf Groschen, der gemeine Mann in den Schenken, wo trunkene Fiedler und abgelebte Harfenistinnen spielen. In dem Hause des Letzteren finden Sie Violine, Clarinette, Guitarre und neuerdings die Ziehharmonica. Sein Odeon ist die Kirche und die Straße, dort hört er geistliche, hier weltliche Musik.

Die Straßen sind durchzogen von allerlei Musikjüngern, bald von Bergknappen, bald einer Blechmusik, deren Bestes die wunderliche Uniform ist; bald von den unvermeidlichen Drehorgeln — aber Sie sehen die Kinder zusammenlaufen, den gemeinen Mann stehen bleiben, die Fenster sich öffnen. Der Pfennig für die Drehorgel, diese indirecte Steuer, wird vom Volke willig gezahlt und schwerlich zu einem Conflicte mit der Regierung führen.

„Am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung" — pflanzt er auch die Kunst noch auf. Warum fügen wir nicht vier ungehobelte Bretter zusammen (wie es in der Schweiz geschieht), warum fehlt der Schmuck nicht dem Sarge, der doch bald vermodert und dem zur Ruhe gekommenen Pilger nicht nützt? Warum schmückt die Liebe den Sarg mit Blumen und warum wird der Ort, wo Tod und Verwesung ihre Herrschaft führen, durch menschliche Hand und Kunst in einen Blumengarten umgewandelt? Der Tod und die Verwesung sind das Gegentheil aller Kunst, die Schönheit zerfällt und die Zerstörung tritt ein.

Um so größer ist das Bedürfniß durch die Kunst das Schreckliche zu mildern, und den Ort der Zerstörung zum blühenden Friedhofe, zu einem sprossenden Gottesacker zu machen.

So ist denn unser Volk, und wir mit ihm, umgeben im täglichen Leben von der Kunst; das Auge sieht, das Ohr hört sie allenthalben. Können Sie nun glauben, daß es gleichgültig sei, was wir sehen und was wir hören? Das Kunstbedürfniß ist da und wird auch befriedigt; aber ist es einerlei, wie es befriedigt wird? Es heißt doch die Macht der Kunst in Bild, Wort und Lied gering anschlagen, wollte man meinen, sie wirke nur in dem Bereiche der Aesthetik, sie übe nur einen künstlerischen Einfluß auf das Gefühl, nicht auch einen sittlichen auf das Denken und Wollen des Menschen. Geister wirken aufeinander und lassen sich nicht unberührt. Die Kunst aber ist des Geistes, entweder des guten himmlischen Geistes Prophetin, oder als ein gefallener Engel des Lichts, ein Geist aus dem Abgrund. Der Gegensatz ist nicht der, daß es entweder nur eine gute Kunst oder gar keine gebe — sondern vielmehr der: Es giebt entweder eine gute oder eine schlechte Kunst, eine Kunst, die entweder versittlichend oder entsittlichend wirkt. Die Kunst hat außer ihrer ästhetischen eine pädagogische, sittlich-sociale Aufgabe, die leider von Staatsbeamten, Lehrern und Geistlichen viel zu wenig erkannt und gewürdigt wird. Darum hoffe ich durch die Kunst für unser Volk, darum fürchte ich für unser Volk durch die Kunst.

Ein Bild trifft wahrlich nicht blos die Netzhaut des Auges noch ein Ton blos das Trommelfell des Ohrs; ein Bild bildet, ein Wort zündet, ein Ton tönt fort in den Tiefen der Seele, und weckt Gedanke, Empfindung und That.

Das mag uns die Geschichte im Großen wie im Kleinen lehren. Zeiten großer religiöser, nationaler oder politischer Bewegungen haben nicht blos ihre sie bewegenden Persönlichkeiten, sie haben ihre eigenen Dichter, Sänger und Maler gehabt, die in Wechselbeziehung zu diesen Bewegungen standen, Ambos und Hammer ihrer Zeit zugleich waren.

Die Reformation, die Revolution, die Freiheitskriege, diese drei letzten großen Bewegungen sind auch durchgedichtet, durchgesungen und sit verbo venia — durchgemalt worden. Die Bewegungen des Jahres 48 könnten noch aus frischer Erinnerung von der Macht der Kunst reden.

Und so ist's auch im Einzelnen. Ein gutes Lied und ein gutes Bild sind beide von großem, sittlichem Einflusse. Sie verscheuchen, gesungen, gehört oder gesehen, arge und böse Gedanken und wecken und beleben das Bessere selbst im rohesten Menschen; schlechte Lieder und Bilder dagegen haften wie dunkle Flecken an der Seele und man hat Mühe, sie daraus zu verbannen. In der Seele des gemeinen Menschen aber wirken sie nicht blos versuchlich, nein — entartend und entsittlichend. Ja vielleicht das Bild noch stärker als das Lied. Das Lied muß im-

merhin noch gesucht werden und wirkt vorübergehend, das Bild sucht und bleibt bei uns. Wer will leugnen, daß ein böser Umgang gute Sitten verdirbt? Ein böses schlimmes Lied und Bild sind ein solcher Umgang und hier gilt im tieferen Sinne das Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist.“ An was der Mensch aber sich bildet, das bildet ihn wieder, das bildet er selbst in Gedanken, Wort und That.

Der Kunsttrieb und das Kunstbedürfniß sind nicht vom Uebel und die sie schelten, wissen zumeist nicht was sie thun. Im Gegentheil: daß unser Volk im Großen und Ganzen noch Sinn für Bild und Lied hat (auf welche ich mich im Wesentlichen beschränken muß), ist ein Zeichen seiner Gesundheit. „Dem Menschen fehlt Etwas, der nicht Auge und Ohr für Beides hat. Denn der Kunsttrieb, sei er nun schaffend oder empfangend (das „Können“), ist dem Menschen von Gott eingepflanzt und sein Fehlen oder seine Entartung hängt mit der Verdunklung des göttlichen Ebenbildes im Menschen auf das unmittelbarste zusammen.“ Die Kunst gehört als eine Gabe Gottes, wie alle Creatur in den ersten Artikel des Glaubens, der noch zu Recht besteht neben den beiden andern. Es fragt sich nur, ob die Gabe mit Danksagung empfangen und geheiligt wird durch „das Wort Gottes und Gebet.“ Diese Gabe kann aber zum verderblichen Danaergeschenk werden, je nachdem sie in den Dienst des Himmlischen, wahrhaft Guten, oder in den Dienst der Finsterniß tritt.

Darum ist's von großer Wichtigkeit, wie dieser Kunsttrieb, der ein göttlich berechtigter ist, befriedigt wird, und ist so wenig wie mit dem Feuer, mit der Produktion von Bildern und Liedern zu spielen. „Wer das thut, sei's zum Vergnügen oder um's Geld, der treibt mit unserm Volke ein frevelhaftes Spiel. Denn das Volk ist nicht dazu da, daß ihm die Leichtfertigkeit oder der Hunger die Seele zertrete, daß es den Beutel etlicher Speculanten fülle, und die Kunst ist nicht dazu da, Gift einzuschenken, sei's auch in goldenen Bechern."

Daß dieser Kunsttrieb, wo er vernachlässigt, gestört, verbildet und zerstört wird, den *sittlichen* Schaden zur Folge habe, erlauben Sie mir im zweiten Theile zu zeigen.

II.

Wir beginnen unsere Wanderung und treten diesmal in die Kirche zunächst. Es ist billig, wenn vom Verfall der Kunst die Rede ist, mit dem Gerichte anzuheben am Hause Gottes. Ich verhehle mir nicht, daß es sich hier um einen sehr delikaten Punkt handelt, den ich gern ohne Verletzung erledigen möchte.

Zu einem blos die Zweckmäßigkeit in's Auge fassenden Kirchbau und zu der Anschauung, daß vier Wände mit einem Thurme darauf auch ein Gotteshaus seien, zu einer aller Wahrheit und Schönheit hohnsprechenden Stilmengerei hat mehr denn eine Ursache mitgewirkt. Der Druck und die Noth der Zeit ließen die Waldschlucht und die Scheune zur Kirche werden; die berechtigte Opposition gegen eine alttestamentliche Auffassung der „Wohnung Gottes" mußte sich auch im Stein ausleben. War in der katholischen Kirche der kunstvolle Bauplan zum Dogma geworden, so war's kein Wunder, wenn der diametrale Gegensatz die schlichteste, blos die Zweckmäßigkeit berücksichtigende Form der Kirche zum Dogma erhob. Ebenso wenig wird sich leugnen lassen, daß die Armuth und die Noth so vieler Gemeinden mitgeholfen haben, einen schlechten Baustil zu schaffen.

Diese, in der Geschichte und Lage begründeten Thatsachen vollkommen anerkennend und ehrend, kann ich jedoch die andere ebenfalls begründete Thatsache nicht verhehlen: daß ein tiefer Zusammenhang zwischen dem Verfall des kirchlichen Lebens und dem Verfall der kirchlichen Baukunst nach mehr denn einer Seite hin besteht. Unsere Dome, überhaupt unsere in einem guten kirchlichen Stil erbauten älteren Kirchen, mag man sie nun anschauen wie man will, sind immerhin ein Zeugniß, daß das Evangelium in die Welt gekommen als eine Macht nicht blos zu beseligen, sondern auch zu *verklären* und alles, auch den Stein mit seinem Geiste zu durchdringen. Nach dieser Seite hin ist das Evangelium nicht blos Same, Senfkorn oder Perle, sondern *Sauerteig*, der das ihm Verwandte anzieht und durchwirkt. Diesen Gedanken erfaßte auch die junge Kirche. Die Schönheit und Bedeutung des *alttestamentlichen Tempels* lag nicht in seiner äußeren Gestalt, sondern in der Symbolik seiner Verhältnisse und seines Schmuckes. Da das *Wesen* kam, mußte der *Schatten* aufhören und die junge Kirche mußte sich einen Baustil (freilich anlehnend an Vorhandenes) schaffen, der dem Charakter der *Erfüllung* entsprach, und dem Eintretenden bezeugte, auf welchem Boden er sich befinde. So war auch das gottesdienstliche Gebäude eine Auswirkung des in der Kirche vorhandenen Lebens und Geistes und ist es, jene obige Sachlage abgerechnet, noch heute. Die Rückwirkung im guten oder schlimmen Sinne kann aber nicht ausbleiben.

Denn so spiritualistisch ist kein Mensch, daß ihn die Form eines Gotteshauses völlig unberührt ließe. Machen viele katholische Kirchen sogleich den Eindruck, daß es sich viel um Sinnenreiz, um pomphafte Aufzüge handle, so hat zu der weitverbreiteten Meinung, daß die protestantischen Kirchen nichts anderes seien als Sprech- oder Redekästen (darin die jeweilige Meinung des jeweiligen Herrn Predigers vorgetragen werde) der im jeweiligen Geist der Zeit gefertigte Kirchenbau das Seinige redlich beigetragen. Dem Subjectivismus des Rationalismus und des einseitigen, entarteten Pietismus ist freilich der Stil einer Kirche völlig gleichgültig. Sie bedürfen beide nur eines Hörsaals, wo der rationalistische Redner vom „Lehrregenten Christus" und der methodistische Bruder von seinen „inneren Erfahrungen" redet. Beide haben keine Geschichte der Kirche hinter sich — sie beginnt erst mit ihnen. Und da es bei solcher Meinung lediglich auf's Reden und Hören ankommt, hat man auch folgerichtig die Kirchen den Werktag über zugeschlossen, und geöffnet, wenn der Herr Prediger predigte. Freilich: was soll auch eine geöffnete Kirche, in der nichts sich findet als geweißte Wände und angesteckte Liedernummern, verschlossene, mit Namen bezeichnete Sitzbänke, die dem ärmeren Beschauer die bittere Wahrheit zu Gemüthe führen, daß auch hier in Gottes Hause, auch am Sonntag, der Unterschied der Stände sich finde! „Wenn Du betest," sagt zwar der Herr, „so gehe in Dein Kämmerlein und schließe die Thüre hinter Dir zu." Wo soll aber unser Volk, das meist

kein Kämmerlein mehr hat, hin, wenn auf einem Boden oder in einem Zimmer zwei bis drei Familien campiren? Sollte da nicht wenigstens das Haus Gottes als das große Kämmerlein der Gemeinde einladend offen stehen?

Der Bruch mit der Vergangenheit, das Verschmähen guten historischen Baustils hat sich schwer gerächt. Man verschmähte die hergebrachte christliche Form aus Furcht vor Katholizismus und fiel — ins Heidnische; man wollte die ursprüngliche erste Zeit des Christenthums wiederbringen — und baute im modernsten Stil! Da sehen wir denn Kirchen neuern Datums, den Verfall kirchlichen Lebens in Stein predigend, an Geschmacklosigkeit, Kälte und Hohlheit miteinander wetteifernd; griechische Tempel, Rococoboudoirs — protestantische Kirchen im Jesuitenstil! Wenn nicht das Symbol des Kreuzes außen angebracht wäre, würde Niemand eine Kirche hinter einem solchen Gebäude wittern. Sie erinnern an Maler, die, nicht im Stande das Angesicht der reinen Jungfrau darzustellen, ihr die Lilie als Symbol in die Hand geben müssen. Die Furcht durch einen kirchlichen, guten Baustil die Kirche der Veräußerlichung und Verweltlichung preiszugeben, strafte sich schwer. Denn nun baute man Kirchen, eingerichtet zum Sehen und Hören der kunstgerechten Predigt, mit „Mittelpark“ und „Tribüne“ und „Gallerien,“ mit „Logen“ — mit schlechteren und besseren Plätzen, an den Meistbietenden zu versteigern — das wahre Bild des Antipoden der Kirche: des Theaters.

Wundern Sie sich dann nicht, wenn der Theatereffect von der Kanzel dazukömmt!

Wäre es nicht an der Zeit, mit der geflochtenen Geißel in das Haus Gottes zu brechen und die Nützlichkeitspropheten, die blos auf die Menge zu veräußernder Kirchensitze speculirenden Käufer und Verkäufer, die nur um's Geld bauenden und pfuschenden Architekten und Mauermeister, die für Jahrhunderte hinaus den Sinn und Geschmack unseres Volkes verderben, hinaus zu treiben und zu sagen: „Sein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt dumpfe Höhlen, Theater, heidnische Tempel und Redekästen daraus gemacht!“ Es wäre freilich mehr als thöricht, den Verfall kirchlichen Lebens vom Verfall kirchlicher Baukunst herzuleiten — die Sache steht vielmehr umgekehrt; aber ebenso thöricht ist es, allen übeln Einfluß eines schlechten Baustils auf das kirchliche Leben leugnen zu wollen.

Ich berühre noch einen weitern, daher stammenden Schaden. Von den Römern ist bekannt, daß sie das erste Feuer auf den häuslichen Heerd vom Altare des Tempels holten. „Pro aris et focis“ („Für Altar und Heerd“) war ihr Schlachtruf. Tempel und Haus standen einst auch in unserem Volke in innigster Beziehung. Des Kindes und auch des Handwerkers Kunstschule war einst in erster Linie die Kirche. Aus ihr holte der Letztere zunächst und zumeist seine Formen für Haus und Gewerb. Er sah die edle Form und sie bildete ihn und er bildete sie nach. Wenn nun aber die Kirche selbst

Denkmal der Geschmacklosigkeit, antinationaler Nachäfferei ist, wenn sie selbst das Beispiel des Unächten, Unsoliden in ausgefüllten Säulen und überworfenen Deckengewölben gibt, wie soll sich da der Sinn für das Nationale und Aechte bilden? So verriethen auch die Geräthschaften im Hause des Herrn sogleich die Weihe und den Ernst. Man sieht's diesen alten Geräthschaften, Kelchen und Patenen und Kannen an, daß sie mit besonderer Liebe gearbeitet sind, daß der Arbeitende sein ganzes Herz in seine Arbeit gelegt; sie waren nicht Machwerke, sondern Kunstwerke. Anstatt dessen sehen Sie jetzt Abendmahlskelche, die einem Römer oder Jubilarspokal ähnlicher sehen als einem Kelche zur Abendmahlsfeier bestimmt. Plattirtes, neusilbernes, gepreßtes oder unächtes Machwerk, dem man die Fabrikarbeit sogleich anmerkt, findet sich auf dem Tische des Herrn. Es ist, um dies flüchtig zu berühren, ein Verfall kirchlicher Kunst und kirchlichen Schicklichkeitsgefühls nicht blos, sondern auch kirchlichen Lebens, wenn bei Taufen im Hause auf dem gedeckten Tisch neben Brod und Käse und Bierflaschen in einem Zimmer voll Tabacksrauch irgend ein Suppenteller oder eine Suppenschüssel, eine Zuckerdose oder Blumenvase oder ein Trinkglas als Taufgeschirr fungirt. Will man den äußeren Anstand, die äußere Feierlichkeit deßwegen verachten, weil der Mensch sich an's Aeußerliche dann halten möchte, dann lassen Sie mich fragen, wird er weniger am Aeußerlichen haften, wenn dies Aeußerliche in gemeiner, unedler, unheiliger Form erscheint? Wird ihm eine derartige Tauf-

feierlichkeit mit solchen Aeußerlichkeiten nicht den Gedanken erwecken, daß es nichts sei um die Taufe?

Am Hause Gottes sah aber das Volk nicht blos gute Kunst in Stein und Holz, es war auch nach der Seite des Bildes hin seine Kunstschule; dort wurde das Maaß für die Schönheit und Würde des religiösen Bildes geholt. Ich lasse mich nicht auf die Streitfrage ein, ob überhaupt religiöse Bilder in der Kirche zuläßig seien oder nicht, nur so viel freilich zunächst: Lieber kein Bild als ein schlechtes. Aber ob im Hause Gottes religiöses Bild sei oder nicht, in den Häusern unseres Volks sind sie und unser Volk liebt sie. Nun die schlechten Bilder in der Kirche konnten von einer herben Kritik gegeißelt und dann entfernt werden; wer will aber die Masse schlechter, religiöser Bilder, die im Hause sind, entfernen? Wenn unser Volk den Sinn für ein gutes, religiöses Bild verloren hat, für einen guten Christuskopf, wenn es sich von den Bilderhändlern religiöse Bilder aufbinden läßt, die mit ihren frisirten und parfümirten Salonfiguren als Illustration zu Renans „Leben Jesu" oder zu Dulk's Drama „Jesus von Nazareth" vortrefflich passen, es ist der Umstand wenigstens mit daran Schuld, daß es keine Gelegenheit fand, an geheiligter Stelle einen guten Christus zu sehen. Denn es ist nicht jedem vergönnt, in die großen Gallerien Deutschlands und Italiens zu kommen.

Ich erlaube mir später noch auf die religiösen Bil-

der zurückzukommen. Nur ein Wort noch über die Musik in der Kirche.

Wie die bildende religiöse Kunst, weil nicht von der Kirche gepflegt, sich ihre eigenen Wege in's Volksleben gesucht, aus dem sie kein Schelten und Zanken von den Kanzeln mehr herausbringt, so hat auch die gute Musik von ihr Abschied genommen. In der Kirche hörte das Volk einst gute Musik und die Kirche war auch hierin die Musikschule des gemeinen Mannes. Es gehörte mit zur Entfaltung ihrer Macht im Volksleben, daß sie Raum hatte für eine gute Musik. Riehl hat Recht, wenn er sagt: „Die Kirche verschmähte es nicht, mit der Kunst zu gehen, und darum auch nicht die Kunst mit der Kirche. Sie hatte dort das Muster des Erhabenen, des reinen, correcten und guten Satzes, ernster heiliger Musik.“ Es ist jetzt anders geworden. Die Klage über verweltlichte und verweltlichende Musik ist in der katholischen Kirche so groß als über dürftige und ärmliche in der evangelischen. Wie man dort von den Schätzen guter alter kirchlicher Musik Umgang genommen, von den Compositionen Palästrina's, Lassos, Durantes und Anderer, und wenn es hoch kommt etwa eine Haydn'sche oder Mozart'sche Messe hört, die besser anderswo als in der Kirche ihren Platz haben mögen; so liegen auch die Schätze der evangelischen Kirche vergraben, ein in den Bibliotheken und Archiven versenkter Hort. Die Händel'schen und Bach'schen Sachen und andere Werke sind mit den Saiteninstrumenten in den Concertsaal gewandert, werden dort von einem,

manchmal auch im Ballstaat erscheinenden Publikum gesungen, angehört und beklatscht, und von der Bühne müssen die Sänger requirirt werden. Noch ist's so lange nicht her, daß man der Bach'schen Matthäuspassion eine Kirche zur Aufführung verweigert hat, während Arien aus dem Freischütz und allen inis und ettis, sonntäglich in Kirchen gehört werden können. Ich glaube, der alte Seb. Bach würde sich im Grabe herumwenden, wenn er diese Dinge hörte.

Im Tempel Israels klangen die Saiten, die Harfen, die Trommeten, die Pfeifen, Pauken und Cymbeln laut des 150. Psalms zum Lobe Gottes; dafür ist jetzt in evangelischen Kirchen wenig mehr übrig. Die Orgel ist Alles in Allem geworden und die stehende Rede gilt von ihr, daß sie das herrlichste Instrument sei, und die Menge betet's andächtig nach. Wir lassen ihr das Majestätische, Große und Volle, aber jeder musikalisch Gebildeter wird an ihr vermissen, was nur die Saite zu leisten vermag. Aber trotz dem kommt kaum die Orgel zu ihrem Recht. Ich will absehen von den wahrhaft schimpflichen Instrumenten, die gemeiner Broderwerb armen Gemeinden aufgehängt, wo allsonntäglich die Mißtöne erklingen, Ohr und Sinn verderbend; dagegen will ich sagen, daß, wo gute classische Kirchenmusik nicht gekannt oder verbannt ist, die Gemeinde dafür in die Gewalt des Mannes auf der Orgel hingegeben ist. Ist der kein musikalisch gebildeter Mann, dann wehe der Gemeinde, die statt der classischen Stücke die freie Fantasie eines auf der Orgel herum-

tappenden Stümpers allsonntäglich anhören muß. Was man darin leisten und hören kann, streift an's Unglaubliche. Da hört man einen Walzer zum Ausgang, während des Abendmahls Agathens Gebet, den schleppendsten Choralgesang unterbrochen mit den halsbrechendsten Zwischenspielen und was der Dinge mehr sind. Der Gesang hat ja oft nur eine Bedeutung um der Predigt willen, leitet sie ein oder recapitulirt sie, oder singt im moralisirenden Tone dem lieben Gott etwas vor, von seinen Eigenschaften oder vom „Bau des menschlichen Körpers." Ich weiß, daß bei der Pflege des Chorals ein Unterschied zwischen den Kirchen verschiedener Länder zu machen und ein Besseres im Anzuge ist, aber des musikalischen Elends ist noch viel in der Kirche. So stimmt in mancher Beziehung denn auch vortrefflich zusammen: die freie Fantasie des Architekten im subjectiven Kirchbau mit seinem eklektischen Flick- und Stückwerk, die subjective Rede des „Herrn Predigers" und das subjective Orgelspiel des Organisten. Aber auch dem classisch gebildeten Organisten ist keine oder wenig Gelegenheit gegeben, mit seinem Orgelspiele die Gemeinde zu erbauen. Wer will sich noch mit Ernst in die großen Orgelwerke vertiefen, wenn ihm nur zu Anfang und zu Ende des Gottesdienstes, wenn die Leute kommen oder gehen, ein paar Minuten Zeit verstattet sind? Aus alle dem sehen Sie, daß, wo eine gute Kunst verbannt wird, nicht etwa keine, sondern eine schlechte an ihre Stelle tritt.

So ist's denn kein Wunder, „wenn der Concertsaal

die Freiheit sich nimmt, zur Kirche sich heraufzuwürdigen" und man nach einem geistlichen Concerte die Leute von „Erbauung" reden hört. Und wer will's leugnen, daß sie sich erbaut hätten? Kein Wunder, wenn dann das niedere Volk seine Musik sich in den Sanssoucis, Tivolis und Bierhallen sucht und ihm kaum mehr begreiflich zu machen ist, daß es noch eine andere Musik geben könne, als die Drehorgel auf der Straße, die Fidel auf dem Tanzboden und das Geplärr abgelebter Harfenistinnen in den Gärten.

Den Rationalismus und den falschen Pietismus, diese einseitigen Zwillingskinder des religiösen Subjectivismus klage ich an, über all diesem Frevel an dem Hause meines Gottes, über all dem Raub und der Auslieferung seiner Schätze an die Welt, über all der Verkümmerung der unser Volksleben durchdringenden und verklärenden Macht des Evangeliums.

Länger als ich gewollt, vielleicht auch als ich gesollt, habe ich mich aufgehalten bei dem Kunstzustand, in welchem die Kirche sich befindet. Ich habe es aber deßhalb gethan, weil ich glaube, daß die Kirche immer noch den weltgeschichtlichen Beruf habe, die Völker wahrhaft und gesund zu bilden und darum an ihrem Theile zuerst erkennen muß, was sie versäumt. Um so eher werden Sie mir nun auch erlauben, mit demselben Freimuth den nachtheiligen Einfluß einer schlechten Kunst im Hause nachzuweisen.

Ein kurzes Wort zuerst über den Bau des Hauses.

Oder wollen Sie sagen, daß es ganz einerlei sei, in welchem Hause ein Mensch wohne? daß es auf ihn keinerlei Einfluß habe? Für so übergeistig halte ich den Menschen nicht und glaube, daß der Einfluß tiefer ist, als man auf den ersten Blick ahnt. Was man von den Kleidern sagt, kann man mit viel größerem Rechte von den Häusern sagen: „Sie machen Leute." Die flachen Häuser in den flachen Straßen machen mir wenigstens den Eindruck: Da wohnen auch ein gut Theil flache Menschen drin. In diesen Schnürstiefeln kann sich kein Mensch normal ausbilden, in diesen Häusern, die mit ihren langweiligen Gesichtern geschminkt nach Außen sehen, kann sich kein Innenleben, keine Poesie und schwer nur ein Familienleben entwickeln. Da läßt sich nichts für ein Kindesherz „hineingeheimnissen," wo alles so baar und wasserhell am Tage liegt. Es kann freilich nicht jeder sein Haus haben, wie es eigentlich sein sollte, aber es liegt schon ein Stück des Ruins des Familienlebens in dem Zusammenwohnen mehrerer Familien in einem Hause. Das Heiligthum des Familienlebens muß leiden, wo es allen Augen und Ohren offensteht und gleichsam an der offenen Landstraße liegt, wäre auch diese Landstraße nur die gemeinsame Treppenflur. Von vielen solchen Häusern (auch den vorn mit gebrannten oder cementirten Pastetchen versehenen und hinten mit einem Hof beglückten, in den keine Sonne noch Mond scheint und wo nur verdächtige Hintertreppen sich zeigen), läßt sich sagen: „Vorne hui und hinten pfui!" und sie entsprechen manchem insässigen

Miether, der wohl ein Sopha mit sechs Stühlen sammt goldenem Spiegel besitzt, daneben aber kein ganzes Hemd am Leibe hat. Traurig genug, daß sich so die Baukunst der berechnenden Habsucht dienstbar gemacht hat und an der Verflachung des Menschengeschlechts gehörig mitarbeitet. Nehmen wir aber den günstigsten Fall an, daß jemand in der Lage wäre, sein eigenes Haus zu bauen, dann darf man doch wohl sagen, es müsse sich der Mensch im Steine ausleben, wie die Schnecke ihr Haus frei aus sich selbst herauswachsen läßt. Aber bis auf wenige Ausnahmen ist auch da wenig Erfreuliches zu sehen. Fehlt der Architektur beim Kirchbau der Glaube, so fehlt ihr beim Hausbau die Liebe, Kopf und Herz. Unsere Fabrikarbeiterkasernen sind — die vollendetste Herzlosigkeit, und im Hause, „wo es nicht mehr um ein „Haussein, sondern um ein Hausmachen" sich handelt, concentrirt sich diese Herzlosigkeit in dem Götzen, dem Gemüthlichkeit, Familienhaftigkeit und Gesundheit zum Opfer gebracht werden: — im Salon- oder Staatszimmer oder „guten Zimmer", wie Sie's nennen wollen. Ueber dieses moderne Ungeheuer hat der alte Jeremias Gotthelf Vortreffliches gesagt, und ich kann es mir nicht versagen, die Stelle einzuflechten: „Das Allerheiligste in der Welt ist ein Salon. Nach diesem fragen die Herren und Damen, wenn sie ein Haus miethen wollen, messen wie hoch er sei, ob ein Leuchter darin Platz habe, wie breit er sei und wie manchen Spieltisch man placiren könne, und sehen sich die Wände an, ob Glanzfarbe daran sei

oder geschmackvolle Tapeten, aber nach einem „Stübli“ fragen sie nicht, und haben sie einen Salon gefunden, so gehen sie glücklich heim und machen ein glücklich Gesicht und rathen ab, ob man die alten Möbel noch brauchen könne oder neue nöthig habe und Mann und Weib machen ein glücklich Gesicht, so lange beide einer Meinung sind. Sobald aber die Eintracht gestört wird durch irgend eine Meinungsverschiedenheit, so ziehen sich die Gesichter schief, das Unglück tritt in alle Züge, die Frau kriegt Krämpfe, der Mann ist tobsüchtig, Eins fällt da aus, das Andere läuft dort hinaus, da können sie ihren Salon nicht mehr brauchen und „Stübli“ haben sie keins, höchstens einen Alkoven, kein Stübli, wo sie mit treuem Sinn, mit halblauter Stimme die gemeinsame Angelegenheit berathen, Keines zu einem bösen, lauten Ton sich hinreißen läßt, Keines als Eins mit dem Andern das Stübli verläßt. Das Stübli, der Ehe Heiligthum, wo Leiden und Freuden, Hoffen und Kummer, Meinen und Glauben, treuherzig getheilt, getragen werden — ja, wenn ihnen ein Stübli Bedürfniß würde und sie nach einem Stübli fragen würden, statt nach einem Salon, es würde manche Ehe wieder eine Ehe, die jetzt nichts Anderes ist, als ein Salonstück, bestehend aus einem Mann und einer Frau und einem Salon.“

Ich verlasse die Wohnung des Wohlhabenden, um Sie noch einen Augenblick in die Wohnung der Arbeiter zu führen. Wohnung —! Wenn sie diesen Namen verdient und nicht ein Loch oder Keller ist, wie in vielen

Städten. Die Arbeiterwohnungsfrage ist eine brennende geworden, und ich wollte, sie brennte bei vielen Fabrikherrn und Gemeindebehörden. Sie ist's, die gewiß den Fabrikarbeiter am meisten drückt und zunächst von größerem Interesse ist als die Frage, ob Schulze-Delitzsch oder Lassalle Recht habe. Was nützt es am Ende auch unseren Arbeitern das zu wissen, wenn sie in dunkeln Löchern über diese Theorien nachsinnen müssen? Die Elendigkeit und Armuth, die Unheimlichkeit der Wohnung ist mit eine Ursache, daß man Straße und Wirthshaus zur Heimath macht. Die kahlen, weißen, lose gekalkten Wände, wo jeder Flecken haftet, jeder Stoß ein Stück der Wand wegnimmt, die trübseligen Fenster, durch die kaum das Licht dringt; vor ihnen keine Brüstung, zu der man sich hinauslehnen und einmal den blauen Himmel sehen könnte, wo kein Rosen- oder Nelkenstock Raum hat — die Zimmer so niedrig, daß der Vogel im Bauer sammt dem Inhaber bei Sommer- oder Winterzeit ebenmäßig verschmachtet — das sind nicht Dinge, die Einem das Haus lieb machen können.

Ich schaue nun Ihre Kunstgegenstände im Hause an und bin so discret, nicht in Ihre Küche zu dringen, wiewohl sich auch hier über manchen Topf etwas ganz Hübsches zusammenphilosophiren ließe, in Betrachtungen über Ehmals und Jetzt. Um der Kürze der Zeit willen muß ich's auch aufgeben, über meinen speciellen Freund „den Ofen" etwas zu sagen, den ich nicht blos wegen seiner Wärme, sondern wegen seiner Bedeutung in der

Kunstgeschichte verehre. Aber im Vorübergehen bitte ich Sie doch freundlich, beim Besuch einer alten Stadt oder eines alten Bauernhofes oder eines noch erhaltenen mittelalterlichen Schlosses den alten, großen Gesellen, den warmen, stabilen Hausfreund — den Ofen — sich anschauen zu wollen. Lassen Sie mich dagegen in Ihre Kinderstube treten und drinnen die Bilderbücher anschauen. Die Kinderstube ist kein geringer Theil des Haustempels und außer dem Kämmerlein, darin man betet, wohl das Allerheiligste. Es halten sich viele Engel drinnen auf und manch Kind wäre am Ofen verbrannt, oder zum Fenster hinabgestürzt, wenn nicht eine bessere Wache gestanden, als unsere Dienstmädchen. Aber auch diesen kleinen Tempel finden Sie schon häufig entweiht. Was die einfältige alte Amme erzählt hat von Unholden und Koboldeu, das illustrirt die häßliche oder fratzenhafte Gestalt im Buch oder in den Puppenköpfen. Hilf Gott! was müssen unsere Kinder oft zu Weihnachten statt des „lieben, süßen, heiligen Christ" sehen in den Buden, auf den Märkten und den „Weihnachtsausstellungen"! Der ursprüngliche Schönheits- und Wahrheitssinn, der bei dem Kinde noch ziemlich zusammenfällt (denn auch bei der schönsten Geschichte wird das Kind Sie fragen: „ist's auch wahr?"), dieser Sinn, sage ich wird schon in früher Jugend durch die Bilder verletzt Die Furchtsamkeit und Unbeherztheit so vieler Knaben kommt mit daher, daß durch Erzählung und Bild ins junge Herz schon schreckliche und gräßliche Vorstellungen gebracht sind, die kein späterer Tadel oder Spott so leicht

vertreibt. Auch die Carricatur, die sonst ihre Berechtigung haben mag, gehört nicht in die Kinderstube; ich kann darum auch nicht mit dem pädagogischen Kunststück des „Struwelpeter" und des „grünen Buben" einverstanden sein. Die Schüler sind freilich immer noch schlimmer als der Meister und der Struwelpeter hat den Anstoß zu einer Reihe gräulicher Bilder gegeben. Ich denke doch, es sollte hier Schiller's Wort gelten: „Der Mensch soll nur mit dem Schönen spielen." Oder hat das Gute und Schöne nicht die Macht, ein Kind zu bilden, soll es das Häßliche wirken? Freilich, erst erschrickt ein Kind vor diesen Fratzen, dann gewöhnt sich's dran und — macht sie zuletzt nach. Mich gemahnt diese Abschreckungsmethode an gewisse Lehrbücher, in denen sich durchaus unorthographisch geschriebenen Lesestücke finden, damit das Kind recht schreiben und die Fehler vermeiden lerne, wobei aber nur zu oft der Spuk den Schulmeistern passirt: daß die Kinder die Fehler behalten. Muß man denn ein Kind erst in den Koth werfen, damit es lerne, daß Reinlichkeit eine Tugend sei?

Wichtig ist es auch, welche religiösen Bilder unsere Kinder in die Hand bekommen. Es ist nicht einerlei, welches Bild Christi in zarter Jugend dem Kinde eingeprägt wird, ob, wie bei vielen Bildern, blos der rothe Mantel und der Heiligenschein den Herrn auszeichnet, oder das Angesicht voll Hoheit und Milde. Schlechte Christusbilder, schlechte religiöse Bilder, die nicht aus der Tiefe eines religiösen Herzens entsprungen und künstlerisch vollendet

sind, sind das erste Aergerniß, das ein Mensch schon in der Jugend am Schönsten der Menschenkinder nimmt. Es ist nicht zu verwundern, wenn der später entwickelte Kunstsinn einen Apoll von Belvedere schöner findet, als Christum, von dem es in seiner Jugend nur ein abschreckendes Bild empfangen. Dabei lassen Sie mich auch der schlechten Crucifixe in Holz oder Bronce gedenken, die Sie in mancher Kinderstube finden. — Kurz, über die Kinderstube, und Alles, was in ihr geredet, gesungen, geschaut und gelesen wird, lassen Sie uns die goldenen Worte des großen Kinderfreundes schreiben:

„Wer ärgert Eines dieser Geringsten, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am Tiefsten ist."

Aus der Kinderstube trete ich in Ihre Wohnstube, und wenn Sie mir es verstatten, auch in Ihr „gutes Zimmer." Ich unterhalte mich während des längeren oder kürzeren Antichambrirens einstweilen mit Ihren Bildern. Sie geben mir, auch ohne die Insassen zu kennen, ein gewisses Charakterbild des ganzen Hauses. Sie sind bewußt oder unbewußt ein Gradmesser des sittlichen Geistes, der im Hause weht.

Ich betrachte zunächst die religiösen Bilder und kann mich dabei eines lebhaften Schmerzes kaum erwehren. Das soll Religion, Christenthum — das soll Kunst sein! Frankreich hat namentlich in „religiösen Bildern"

gemacht und seinen Markt bei uns gefunden. Die Worte Oldenbergs, womit er diese Kunst in seinem Streifzuge geißelt, sind wahrhaftig nicht zu stark. Da sitzt doch hinter den Blumen der Andacht die giftige Schlange, hinter der Schamhaftigkeit die Schamlosigkeit und Lüsternheit. Sehen Sie sich einmal diesen „Christus" an — das ist kein Christus der Schrift, sondern der Mode; diese Jünger sind Haarkräuslergesellen oder Theaterstatisten — diese Madonnen und Marien sind Damen des — demi monde. Diesen schmachtenden Büßerinnen ist's vollkommen wohl bei ihrer Buße, darauf läßt sich ruhig fortsündigen, wenn die Sünde so schön und die Buße so reizend ist. Selbst etliche Sachen des sonst trefflichen Ary Scheffer streifen doch ans Widerliche und Sentimentale. Man redet gegen ein entnervtes, verweichlichtes Christenthum — und hängt's in der eigenen Stube auf; man redet gegen Effekthascherei und für gute germanische Kunst und hängt die blos auf den Effekt berechneten französischen Stücke auf. Da prangt — vielleicht auch im Hause eines „hochwürdigen Herrn" — im Staatszimmer ein großer Stich; der Rahme ist prächtig, das Bild stellt etwas vor, Sie treten näher: da haben Sie den Franzosen. „Le Christ expirant" dieses Charfreitagstheaterstück oder „le dernier jugement" das Weltgericht, wie sich's eben der Franzose denkt. Daß man um denselben Preis einen guten italienischen Meisterstich oder einen deutschen bekommen könnte, daran hat man nicht gedacht. Aber der Stich ist vielleicht „ein passendes Geschenk" ge-

wesen — wohlan, ich würde ruhig das Bild aus dem Rahmen nehmen und in die Mappe legen. Kein Mensch ist verpflichtet, Alles aufzuhängen, was er geschenkt bekömmt, so wenig man verpflichtet ist, einen geschenkten räudigen Hund in seinem Staatszimmer zu pflegen. Wenn aber im Pastorate kein Sinn für das Gute und Aechte, das Nationale, wie soll's in anderen Häusern stehn? Kurz, ein gesundes Christenthum wird sich bald auch an der Wand ausprägen. Interessant war es mir, auch den konfessionellen Charakter in Bildern an den Wänden angezeigt zu finden. In einem streng katholischen Hause werden Sie wohl nicht „Lessing's Huß" oder „Luther die Bannbulle verbrennend" finden, noch in einem streng protestantischen eine „Himmelfahrt Mariä" oder einen heiligen Aloysius. Man könnte Studien über Confessionalismus, Toleranz und Indifferentismus in aller Stille in solchen Zimmern machen. Die patriotische Gesinnung und den Cosmopolitismus, den Conservatismus und Liberalismus — finden Sie aus Scene und Porträt heraus. Sie wußten doch bald, in welchem Hause Sie sich befanden, wenn Sie einst hier den Grafen Bismarck und dort „Classen-Cappelmann" erblickten. — An Oelbildern, deren Rahmen groß und prächtig, deren Inhalt Schmiererei ist, werden Sie unschwer den Geist des Parvenu oder des Schwindlers erkennen; sowie andererseits sich aus einem guten Oelbild, das in schlechtem Rahmen und schlechtem Lichte hängt, schließen läßt, daß der Mann den Schatz, den er im Hause hat, nicht zu schätzen weiß.

Finde ich die Ahnen auf dem Hausgang oder dem Speicher postirt, so bedarf es für mich keines weiteren Commentars über den Respect für die Familie. Ist aber der Gegenstand nicht blos in der Darstellung, sondern auch in seinem Inhalte ein verwerflicher, eine Verspottung des Heiligen oder Menschlich-Edeln, so beweist mir das genug vom sittlichen Geist im Hause. Ebenso erlaube ich mir die verschiedenen roth-saffianen goldbeschnittenen Bücher, die auf den Tischen liegen, anzuschauen. Sie gehören ja auch zum Hausumgang und reden auch.

Ich will nun nicht sagen, daß Allen gleich tief im Bewußtsein liege, daß sie das, was sie selbst sind, auch an die Wand hängen und auf den Tisch legen, aber ich möchte den Sinn und das Auge dafür schärfen. Es redet und predigt am Menschen doch am Ende Alles; sein Lachen, sein Weinen, sein Gang und seine Haltung, sein ganzes äußeres Benehmen, seine Kleidung — warum nicht auch seine Bilder? Es giebt im sittlichen Leben keinen Punkt, der für dasselbe indifferent wäre, und aus den Klauen läßt sich noch immer auf den Löwen, und aus den Federn auf den Vogel schließen.

Der gemeine Mann aber nimmt, was er bekömmt, für ihn fabrizirt und auf den Märkten feilgeboten oder als Prämie für Lieferungswerke obendrein noch bewilligt wird. Haben Sie sich schon einmal diesen Hausumgang des gemeinen Mannes angeschaut? Da sehen Sie die Welttheile in Frauengestalten, zum Theil in halb unzüchtiger Kleidung; die Namen „Adolf", „Bertha" in

frisirten, aufgestutzten Männern und Frauen, mit widerlichen verliebten Gesichtern; Scenen aus indischen Geschichten, während der Mann die Geschichte seines eigenen Volkes kaum kennt; des „Jägers Tod", den die Thiere zum Walde hinaustragen, mit der Parodie des schönen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder", vieler gradezu unsittlicher Bilder nicht zu gedenken. Das ist der tägliche stumme und doch laute Umgang, das sehen die Kinder Tag für Tag.

Nun denn zur Musik im Hause. Schon oben sagte ich, es wird in Deutschland viel musicirt. „In jedem Haus ein Klimperkasten, in jedem Haus Enthusiasten", gilt auch hier. Aber es wird auch sehr schlecht musicirt in Deutschland, und der schlimme Einfluß ist größer, als auf den ersten Blick offenbar wird. „Um eine Madonna von Raphael, einen Kölner Dom, ein Shakspeare'sches Stück zu verstehen, bedarf es keiner großen besondern Ausbildung. Ein gesunder und etwas gebildeter Verstand wird bald das Aechte und Gediegene erkennen. In der Musik ist's anders. Es gehört schon ein musikalisch gebildetes Ohr dazu, um Gutes von Schlechtem zu unterscheiden. Und darum ist's mit der Musik eine gefährliche Sache. Schlechte, frivole Verse, gemeine sittenlose Bilder erregen bei jedem halbwegs anständigen Menschen den Unwillen; wer aber beurtheilt und verurtheilt eine gemeine sittenlose Musik? Unter ihr kann sich alles Krampfhafte, Unreine, Sittenlose verbergen, was in Wort und Bild abstößt." Man hält von Kindern sittenlose Romane,

nervenaufregendes Zeug fern — aber man findet das Alles in Noten gesetzt ruhig auf dem Klavier liegen.

Unsere musikalische Jugenderziehung trägt das Ihre redlich dazu bei. „Es ist eine alte Weisheit," sagt Thibaut, „daß die Jugend erst durch das mühselige Studium der nach Stoff und Form uns fern liegenden altdeutschen, griechischen und römischen Dichter zum Verständniß des modernen Geistes kömmt. Man studirt diese Dinge aber nicht, um dann selber etliche Verse zu produciren, sondern um den Geist der Zeiten und Völker zu erkennen, um der allgemeinen freien menschlichen Bildung willen." Warum wendet man dies Princip nicht auch auf die musikalische Bildung an? Warum betrachtet man sie nicht als ein Erziehungs- und Bildungsmittel und braucht sie blos zur Unterhaltung und Amüsement?

Dem kleinen Schüler, der noch am ABC sitzt, gibt man die neuesten Opern und Tänze, und bei den Großen ist, den neuesten Tanz oder die neueste Opernmelodie nicht zu kennen, ein so großes Verbrechen, als den neuesten Roman der Mühlbach nicht gelesen zu haben. Ahnt man denn nicht, daß man das Herz eines Kindes mit einer lüsternen koketten Musik, die für die Hefe des Theaterpöbels oder die Salons der „zweifelhaften Gesellschaft" geschrieben ist, vergiftet? Da will denn das verzweifelte Mittel wenig helfen, daß man solcher Musik einen ernsten oder gar gottseligen Text unterlegt; da wird die Sache erst recht widerlich.

Wer ist Schuld an solch' schlechter musikalischer Er-

ziehung? Die Musiklehrer werden Sie sagen. Gewiß zum Theil auch. Das Geschlecht dieser musikalischen Haustyrannen, die mit souveräner Verachtung über einen Händel, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven sprechen und der Ansicht jenes erst vor kurzem verstorbenen Theaterintendanten sind, daß solches Alles „in die Rumpelkammer" gehöre, und durch Mund- und Fingerfertigkeit sich unbedingte Geltung verschaffen dies Geschlecht ist wohl am Aussterben, aber noch nicht ausgestorben. Aber weit mehr sind doch die Eltern anzuklagen und die Schüler. Es gibt ja einsichtige Lehrer, die den sittlichen Einfluß der Musik zu würdigen wissen; aber ihre Arbeit scheitert an der Verblendung der Eltern. Das Kind soll eben für den halben Thaler, den die Stunde kostet, bald möglichst auch etwas aufspielen können, damit der Papa in hoher Vaterfreude behaglich über den talentvollen Sohn sich die Hände reiben und die Mama in der Gesellschaft von ihrer Fräulein Tochter Bewundernswerthes erzählen kann. Bringt's der Lehrer aber nach etlicher Zeit nicht so weit, so bekommt er den Laufpaß und man nimmt einen andern. Siebenerlei Lehrer, achterlei Unglück. Gewiß hat die Musik auch die Aufgabe, durch Aufführung zu erheitern, und es ist nichts langweiliger als ein Mensch, den man zwanzigmal bitten muß, ehe er sich an's Klavier setzt, bis er uns und sich den Gefallen thut, und uns obendrein noch langweilt. Es ist gewiß gut, die Kinder früh zu gewöhnen, wie überhaupt so auch mit der Musik Andern Freude zu machen, nur ist's Unrecht, die Musik nur zur Unter-

haltung brauchen zu wollen, und behutsam muß man allerwege mit solchem öffentlichen Spiele sein und es nicht vergessen, daß ein Talent in der Stille sich bildet.

Wie aus dem Gang, der Haltung, dem Lachen und der Redeweise sich auf das Innere des Menschen schließen läßt, so erlaubt auch die Wahl der Musikstücke und die Art des Spiels einen Rückschluß auf den Charakter des Spielers. Wenn man in einer Gesellschaft Einen mit etlichen Paradepferden aufziehen, mit halsbrechenden Rouladen und Cadenzen (wobei man, nebenbei gesagt, eben so viel Angst aussteht, als der Spieler selbst), oder mit Potpourris aus Opern und nachgemachten, naivseinsollenden Volksliedern sich produciren sieht, — so kann man bald sagen, weß Geistes Kind man vor sich habe. Oder wenn ich Jemanden eine Sonate von Beethoven oder Mozart spielen und immer an derselben Stelle denselben Fehler machen und musikalische Muschelei und Ueberhuschen der schweren Stellen höre, so gibt mir das einen Begriff, daß solch ein Mensch auch sonst nichts Ordentliches leistet und ist's ein Frauenzimmer — daß sie keine gute Hausfrau wird. Daß man sich mit der Musik nur „amüsiren" will, daher kommt es auch, daß man oft bei der besten Musik darein plaudern und des trefflichen Wortes des alten Sirach vergessen sieht: „Irre die Spielleute nicht, und so man Lieder singt, so wasche du nicht darein und spare deine Weisheit auf eine andere Zeit." Goldene Worte, die man jedesmal, ehe „Musik gemacht wird", vorlesen sollte. Da ist man denn manchmal in der größ-

ten Verlegenheit solchen Aufführungen gegenüber. Der Anstand verlangt, daß man den Spielenden irgend ein Wort sagt, wäre es auch nur: „Von wem ist die Composition?“ wo das musikalische Gewissen uns eingeben würde zu sagen: „Laßt lieber Euer Spiel bleiben.“ Man braucht noch lange kein Rigorist zu sein, um zu sagen, daß solche Art Musik zu treiben schadet, und Thibaut hat wohl Recht, wenn er sagt: „Das Herabsteigen zum Nervenschwachen, Wilden, Ungereimten und Gemein-Verliebten findet nur zu viel Saiten, welche leicht anklingen, und auch die Kenner müssen zu dem: Ach, wie schön! aus Schonung oft schweigen, weil der rechte Commentar zu solchen Phrasen ohne Beleidigung nicht deutlich gemacht werden kann. Ist nun das Publikum in das Gemeine und Schlechte recht hineingespielt, so wird es auch wieder mit seinem befestigten Geschmack ein Despot für die Künstler und daher möchte man jetzt Beide vergleichen mit dem schlechten Magen, über dem ein Kopf mit Kopfweh sitzt. Der Kopf verdirbt den Magen, der Magen den Kopf und am Ende bleibt nichts übrig, als daß man einen gesunden Tod wünscht.“

Bei dieser fremdländischen, überweichen und überwilden Musik, die es doch trotz aller Allegros con fuoco zu keinem wahren Feuer bringt, kann sich kein gesunder nationaler Sinn entwickeln. An der Blasirtheit unserer Jugend trägt auch das schlechte Musiciren redlich bei. Ehe sie an Haydn, Mozart und Beethoven kommt, ist bereits der Geschmack verdorben. Zuckerzeug verdirbt den Kindern

den Magen. Was als Dessert seine Stelle haben mag, darf niemals Speise werden. Hüten wir uns vor schlechter Musik im Hause!

Ich verlasse nun das Haus mit seiner Kunst und ziehe mit ihnen auf die Straße. Eine gute und schöne Straße ist schon selbst ein Kunstprodukt. Aber die geraden Linien und die gleiche Breite, die Häuser, die in gleicher Uniform stecken und wie ein aufgepflanztes Linienregiment aussehen, wo nur die Nummern noch den Unterschied bilden, ist noch lange nicht schön. Man gehe nur in eine der neueren Residenzen, diesen Sand- und Glückspilzen, um gleich den Eindruck der tödtlichsten Langweile zu bekommen. Niemand wird im Interesse der öffentlichen Gesundheit etwas dawider haben, wenn dunkle und feuchte Quartiere Luft und Licht bekommen, aber das ist doch immerhin noch weit dahin, daß man, wie in Paris, mit wahrer Wuth Städte ihrer originalen Eigenthümlichkeit beraubt, Häusermassen demolirt und stundenlange Straßen zieht mit sechsstöckigen Kasernen, deren Ende eine wirklich bombenfeste Kaserne für Soldaten ist, die bei Volksaufläufen vortrefflich wie in einer Kegelbahn mit den Kugeln spielen können. Ist man bei uns noch nicht zu solcher strategischen Benutzung der Straßen gekommen, so hat doch der Polizeistock hin und wieder gehörig in geraden Linien gearbeitet. Ich erinnere mich einer Stadt, worin die löbl. Baupolizei jeden Erker am Hause verbo-

ten hat — weil dadurch der Nachbar mit seinen Spiegeln am Fenster verhindert werde, die Straße hinab zu schauen! Ebenso hat man redlich gesorgt, daß die Eigenthümlichkeit der öffentlichen Gebäude, die unsere Vorfahren so sinnig zu wahren wußten, einer allgemein monumentalen Uniform wichen. Da sehen Sie denn statt der alten Rathhäuser mit ihren originellen Gappern ein Gebäude, das an den Areopag in Athen erinnert (natürlich mit eingemauerten Säulen), in das die Väter der Stadt mit schwarzen Fräcken wandern! Dort wird in einer Stadt ein altehrwürdiger Markgraf, der seit 300 Jahren von seinem Brunnen herab die Leute grüßte und an seine große Zeit erinnerte, herabgenommen, um — einem gußeisernen Pyramidchen Platz zu machen; aber der alte Herr fungirt als Verzierung am Stadtgraben.

Um den Leuten das Denken und die deutsche Erinnerung zu ersparen, wandern die Gänsemännchen und Rolands, der Lellenkönig sammt dem Christophel und dem Kindlifresser — ins Museum der Stadt hinter Schloß und Riegel, damit der alterthumforschende Fremde von der Vergangenheit Act nehme. Dafür soll aber das Volk mit corinthischen und jonischen Säulen und Architraven, selbst in elenden Bauernörtern, entschädigt werden. Da haben Sie die Macht der Phrase und die Blasirtheit im Stein. Wundern Sie sich nicht, wenn dann auch blasirte Menschen in diesen blasirten Straßen und Städten wohnen.

In den Straßen finden Sie nun wie oben gesagt, die Kunst, sei's im Bilde oder im Lied — und die Leute

sehen und hören. — Da haben Sie denn die großen Schaufenster der Buch- und Kunsthandlungen, das öffentliche Museum des Volkes mit unentgeltlichem Entree. Ich freue mich, sagen zu können, daß hier und da eine löbliche Zucht waltet; um so zuchtloser sieht es aber im Allgemeinen aus. Da sehen Sie Jung und Alt, Männer und Frauen vor Bildern stehen, die aller Zucht und Schamhaftigkeit Hohn sprechen. Für den Commentar zu diesen Bildern sorgt die umstehende Menge. Der Junge, der zuerst unwissend davor gestanden, nimmt regelmäßig seinen Weg an dem Fenster vorbei, um die Sache sich wieder und wieder zu besehen. Die Photographie hat in neuerer Zeit sich auch in den Dienst solcher Frivolität gestellt. Ich habe in einer mitteldeutschen Festung Dinge an solchen Schauläden gesehen, die einem Zeitalter Ludwig's XV. Ehre machen. Würden die Bilder nicht gekauft, würden sie auch nicht fabricirt. Wer will der Geschichte eines solchen Bildes nachgehen? Ich habe einmal die Geschichte eines seidenen Bandes verfolgt, das einst einem braven Dienstmädchen von seiner Herrschaft aus falsch verstandener Gutherzigkeit geschenkt ward. Die Geschichte endete — mit dem Zuchthause. Das seidene Band und die eiserne Kette standen im genauen Zusammenhang. Aehnlich mag's mit dem Bilde gehen. Fragen Sie einmal, wo ein sittlich ruinirter Mensch den ersten Anstoß zu seinem Leben empfangen — ist's nicht ein Buch, so ist's ein Bild, das den ersten dunkeln Flecken ins Herz geworfen. Mit Recht macht Oldenberg auch

auf die Läden der Drechsler, Pfeifen- und Dosenhändler aufmerksam. Da hängt denn, weß das gemeine Herz voll ist, auch in Gestalt eines Pfeifenkopfs zum Munde heraus, oder macht am Abend in der Gestalt der freigebig präsentirten Tabaksdose die Tafelrunde. Das sind die Vorstudien unserer Gymnasiasten für die Tage der Universitätsfreiheit. Wundern Sie sich nicht, wenn Lehrer, die ihre Schüler für einen Homer und Plato begeistern wollen, über die Schüler klagen, die mit glanzlosem, wirrem Auge dasitzen, und derweilen mit ihren Gedanken am Schaufenster, oder an irgend einem unsaubern Roman verweilen. Die Vergiftung eines großen Theils unserer Jugend, das Fehlen eines fröhlichen Humors und Witzes, der Mangel an geistigem patriotischen Interesse stammt mit daher, daß ihr die Lüsternheit in frühen Tagen das Mark aus den Knochen gesogen hat.

Dort an den Schaufenstern hängen die religiösen Bilder und mit der Einladung zur Subscription die illustrirten Bibelwerke, Journale und Lieferungswerke aus. „Illustration!" wer kennt sie nicht, diesen Riesenköder, um Fische zu angeln?

Zuerst ein Wort über die religiösen Bilder. Ein religiöses Bild gehört mit zu den besten Handelsartikeln, denn es wird sich kaum ein Haus finden, in welchem nicht irgend ein religiöses Bild hängt. Aber daß man den religiösen Bildern den „Handelsartikel" ansieht, ist nicht tief genug zu beklagen. Die Franzosen, in neuerer Zeit auch die Engländer, sind es vornehmlich, die

den Markt befahren. Da taugt aber unter hundert kaum ein Bild. Die Gestalten des Pariser demi-monde, die Laurettes und Grisettes der Faubourgs sind hier zu Modell gestanden zu den heiligen Frauen, Pariser Salonhelden zu den Jüngern des Herrn, eben frisirt von den Händen eines Haarkräuselers kommend. Nicht nur baar aller religiösen Geschichtstiefe, baar auch am einfachsten sittlichen Geiste, widern uns diese Gestalten an. Ich habe oben schon diese heillose Kunst mit etlichen Strichen gezeichnet. Doch bleibt dieser Artikel nicht blos in den Händen der Kunsthändler; auch der sogenannte „christliche Speculationsgeist" hat sich der Sache bemächtigt. Wer will die farbigen und farblosen Bildchen, mit Liederversen und Bibelsprüchen versehen, alle zählen, die in den Ledertaschen der Colporteure die Dörfer und Städte durchwandern! Freilich, wer wollte sich nicht freuen, wenn auf diese Art unserm christlichen Volke im Bild die heilige Geschichte nahe gebracht wird, aber dann darf doch das Bild nicht ein Machwerk oder eine verpfuschte Copie eines Meisterwerks sein, wie leider so oft. Dazu kommen die illustrirten Büchlein, wie das „Herzbüchlein" mit seinen Teufels-, Kobolds- und Engelsgestalten; der „schmale und breite Weg" mit seinen Herren im Frack und im Talar und den Damen in Reifröcken. Ist's ein Wunder, wenn die Feinde des Evangeliums sich stoßen und ärgern, oder in Julians des Abtrünnigen Art sich freuen und es ganz in der Ordnung finden, daß das Christenthum solche Fratzen hervor zu bringen im Stande ist?

Auch die Bibel wandert illustrirt in die Häuser; denn auch mit der Bibel läßt sich ein Geschäft machen, wenn sie nur illustrirt ist. Hildburghausen und Leipzig haben hierin das Ihre gethan. Mag da und dort eine gute classische Copie dabei sein, so schlägt doch der moderne französische Ton vor. Man besehe sich nur einmal die historischen Bilder in solch' einem Bibelwerk. Da ist denn richtig das „semitische in's japhetitische" übersetzt. Aber wenn nur das Geschäft geht und die Großhändler dabei bestehn! Um noch einen Augenblick bei der religiösen Illustration zu verweilen, lassen Sie mich noch der Confirmationsscheine gedenken. Unser Volk liebt sie, und auch der Aermste hat noch etwas übrig, um einen solchen unter Glas und Rahmen zu bringen. Sollte die Kirche nicht suchen, bei dieser Gelegenheit ihren Gliedern etwas wahrhaft Gutes zu bieten? Ich will es gerne anerkennen, daß in neuerer Zeit manches Bessere darin versucht worden ist, aber zu einem, berechtigten Anforderungen entsprechenden, Schein ist es noch nicht gekommen. Das Symbol muß meistens für die plastische Darstellung der Sache entschädigen, das arme Kind bekömmt, statt eines durchschlagenden Bildes, Räthsel über Räthsel. Andere Scheine geben, allerdings Copien classischer Bilder, aber daneben völlige Geschmacklosigkeiten, die man um der paar guten Sachen willen in Kauf nehmen muß. Ob es sich nicht lohnte, bei der nicht geringen Anzahl tüchtiger, christlicher Künstler einen Preis für den besten Confirmationsschein auszusetzen?

Ungleich massenhafter tritt aber die weltliche Illustration auf. Es ist eine Art moderner Sündfluth, die sich ergossen, in welcher nicht blos das Fleisch, sondern auch manch' gutes andere Körnlein „Geist" verschlungen wird. Der Text wird zur Nebensache, das Bild zur Hauptsache. Der Text ist oft nur des Bildes wegen da. Es kommt mir nicht bei, den guten Einfluß, den die Illustration auf die allgemeine Bildung hat, zu leugnen: aber so wie sie jetzt auftritt, ist sie doch der „große Faullenzer" auf dem Gebiete des Wissens. Wer nicht denken, nicht suchen und forschen will, dem ist das Bild die Eselsbrücke. Die eigene Fantasie wird durch die fremde ersetzt. So weiß denn der Mensch, wenn er zwei oder drei Lieferungen des Journals durchflogen, von allem zu reden, was es auf Gottes Erdboden giebt, er hat Alles gesehen aus allen drei Reichen, weiß natürlich nichts Rechtes, aber hat doch „eine Idee" davon und weiter braucht man nichts. Nun kann Peter erst recht, ohne sich zu schämen, zu Hause bleiben und braucht nicht in die Fremde zu gehen, denn er lernt die ganze Welt ohne Mühseligkeit kennen. Und die Geschichte kostet wenig — ja, man bekommt sie obendrein. Wie man in den Cafés chantants in Paris einen Grog obendrein bekömmt, bekömmt man umgekehrt im deutschen Wirthshause zum Caffee — das Bild. Oldenberg hat Recht, wenn er auf den genauen Zusammenhang aufmerksam macht, in welchem die Illustration zum Wirthshause steht. Denn auf das Wirthshaus ist sie berechnet, nach Masse, Inhalt und Form. Wie man in

den Restaurationen pikantes Essen bekömmt, alte Reste in neuer scharfer Sauce zum Vortheil des Wirths und Nachtheil für den Magen des Gastes, so liefert auch die Illustration, diese geistige Garküche, ihre pikanten Geschichten und Bilder, ihre alten aufgewärmten Braten. Für diese kommende und gehende, zum Theil auch seßhafte Wirthshausbevölkerung ist diese Illustration zubereitet. Im Bilde ist alles zu haben, auch was kein Mensch je gesehen hat. Ist dort einer auf den Alpen verunglückt, wobei niemand zugegen, da oder dort ein Schiff gesunken, von dem niemand übrig geblieben — flugs erscheint eine Illustration „from our special artist." Ahnt man denn nicht, wie unser Volk dadurch zur Blasirtheit erzogen wird? Die Broschürenliteratur, die populär-wissenschaftlichen Vorträge und die Illustration arbeiten wacker daran, daß kein Mensch mehr ein tüchtiges Werk studiren noch schreiben will. Schnellbleichen und Brütmaschinen sind eine Erfindung unserer Zeit.

Die Illustration muß aber nicht blos dem Menschen die Meilenstiefel anziehen, die Welt zu durchwandern, sie muß ihm auch das Zwerchfell zu erschüttern wissen. Wenn einer über eine Illustration im Café recht weidlich lachen kann, daß ihm die Thränen ins Auge treten, so meint er, das sei die $2^1/_2$ Groschen auch ohne den Café schon werth. Da muß denn das Bild ersetzen, was der Witz nicht kann. Man wird den Münchener fliegenden Blättern gewiß einen Ueberfluß an Mangel treffenden Witzes nicht absprechen, aber ebensowenig, daß die Illustration dazu vortrefflich

ist. Aber es bleibt nicht beim harmlosen Witz über gesellschaftliche Zustände — die Kunst muß auch den Pfeffer und Caviar liefern: die Carrikatur. Ja, wer sie brauchte wie ein Hogarth oder Holbein, wo der blutige, bitterste Ernst dahinter steckt, sie brauchte wie ein Shakespeare den Falstaff — der könnte immerhin durch den ätzenden Spott heilen, was sich durch den Balsam nicht heilen lassen will; aber Oldenberg hat Recht, wenn er sagt, „daß die Carrikatur der heutigen Tage nicht mehr die Geißel ist, die das Unheilige trifft, sondern der Gassenbube, der die Fenster der Kirchen, der Paläste, der Schule und der Häuser einschmeißt, damit Gassenbuben darüber lachen.“ Wundern Sie sich nicht, wenn der blasirte Junge, der kaum hinter den Ohren trocken ist, über Alles herfährt, Treue und Einfalt lächerlich findet, und wenn er lange genug über Staat und Kirche philosophirt hat, die ihm durch die Carrikatur lächerlich gemacht sind, sich endlich auch über die altfränkischen Eltern hermacht und seine Philosophien darüber anstellt, ob es nicht an der Zeit sei, daß sich sein „Alter“ in's Privatleben zurückziehe und ihm das Erbe gebe, „den Theil der Güter, der sein ist.“ Den Triumph aber dieser Kunst bildet das in neuester Zeit von der Frauenwelt des Pariser demi monde redigirte, auf Rosapapier erscheinende illustrirte Blatt. Es werden hoffentlich deutsche Buchhändler fehlen, die dafür sorgen, daß es auf eben so schönem Papier bei uns zu lesen ist. — Da hat denn die Kunst, erst verführt, ihr Gelübde gebrochen und muß nun „wie der geblendete

Simson den Philistern am Dagonsfeste zum Tanz aufspielen" und die Mühle treten, aber sie wird sich und die, denen sie aufgespielt, im Ruine unseres Volkslebens begraben.

Wir haben von der bildenden Kunst auf der Straße geredet; noch ein Wort über die Musik auf der Straße. Unser Volk hat sich seine Musik einst selbst gemacht und machte sie nicht schlecht, wo man es gehen ließ. Der Tyroler hat sein Jauchzen, wie der Italiener sein eintöniges, schwermüthiges Ritornell — und sie sind Beide vergnügt dabei, „weil es eben ihr Lied ist." Aber wie die Volkslieder, ächte und unächte, in die Salons gewandert sind und man dort von frisirten Damen im engen Salon zum Entsetzen jodeln hört, so geht die Salonmusik auf das platte Land und ins Gebirg. Glauben Sie nicht, daß das völlig ohne Einfluß bleibt. Dem Bauern sein Lied nehmen, ist dasselbe, wie ihm seine Tracht nehmen. Mit dem städtischen Cylinder und Rock kommt auch etwas Anderes nach nicht blos an, sondern auch in den Bauern. „Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach," sagt Verrina zu Fiesko — und wenn die Tracht und das Lied fällt, muß der Bauer auch nach. Vom ächten naturwüchsigen Volksgesang ist Vieles unrettbar verschwunden, und die Banden der „Tyroler Natursänger" haben's Noth, daß sie wie Herr Hoff in Berlin vor „Fälschungen" warnen, und sich als „ächte" Tyroler Sänger annonciren. Wird aber nicht redlich dafür gesorgt, daß unser Volk auf dem Lande mit dem Abfall von den Tischen der Städter ge-

speist wird? Riehl erzählt von einem baierischen Postillon, der täglich am Fuß des Wendelsteins vorbeifuhr und sein Horn vortrefflich blies. Aber was blies der blaue Schwager in dem großartigen Thal? Heine's „schönste Augen," nach der lüderlichen Melodie des Herrn Stighelli (der beiläufig gesagt ein italienisirter Schwabe ist und auf ehrlich Deutsch „Stigele" heißt). „Ein bairischer Postillon, so maulfaul und stockig, daß man keine drei Worte mit ihm reden kann, bläs't durchs Dorf:

Auf deine schönen Augen
Hab ich ein ganzes Heer
Unsterblicher Lieder gedichtet —"

„Ich fuhr nicht aus der Haut über diesen Postillon mit seinen unsterblichen Liedern, aber ich glaube fast, daß die Bauern über kurz oder lang aus der Haut fahren werden mit ihren guten Liedern, mit ihnen auch manche gute Sitte und Zucht, um städtischen Flitter einzutauschen, wenn ihnen standhaft solches Zeug vorgeblasen wird. Es ist nicht genug, die Virtuosen zum Ueberdruß im Concertsaal zu haben, sie müssen noch auf dem Bock sitzen. Man setzt Preise für Postillone, die „am Besten" blasen; warum nicht vielmehr Preise für die, die „das Beste" blasen?" Ist nicht das Beste gerade gut genug für unser Volk? Nun, die Sache mit dem Postillon wird zu Ende gehen. Wir werden bald am Grabe des letzten stehen. Der Pfiff der Locomotive, dieser Schmerzensschrei unserer modernen Cultur, wird bald auch in die

stillen Thäler und auf die Höhen dringen, und wenn nicht Einhalt geschieht, der ächte Volksgesang auf hohe Berge sich flüchten, die leider aber auch schon der Albionssohn, mit Theekessel und Pale Ale bewaffnet, heimsucht.

Riehl macht im weitern Verlaufe mit Recht auf ein bedeutsames musikalisches Institut aufmerksam, das, recht geleitet, von großer Wirkung auf den musikalischen Sinn unsers Volkes sein könnte. Das ist das Institut der Regimentsmusiken.

In einem Heere, wie besonders im preußischen, ist der Dienst eine vortreffliche Schule für das Volk. Der Mann kann nicht nur Zucht, Strammheit, Höflichkeit und andere nützliche Tugenden lernen — er könnte auch den Sinn für gute Musik erschlossen bekommen und in's kleinste Dorf hineintragen und so ein Träger einer guten Musik werden. Vor Allem ist das Volkslied dazu angethan, während des Heerdienstes gepflegt zu werden, und in den Männerchören der Mannschaften geschieht darin wirklich viel Gutes. Aber mit Recht fährt Riehl fort: „Aber was der Gesang gut gemacht, wird in der Instrumentalmusik gründlich verdorben. Auf der Parade wird Donizetti und Verdi geblasen und ein ganzer Hofball parfümirter Polkas und Mazurkas. Es thut einem weh, ernste Männer mit Schnurrbart und Degen hinter solchem tändelnden Zeug hermarschiren zu sehen. Es ist, als ob für die Gemeinen gesungen und für die Offiziere gespielt würde. Der Einfluß der Militärmusik ist aber ein tiefgreifender. Die Parade ist das Odeon des gemeinen

Mannes geworden. Aber welche Klänge nimmt er von dort mit? Die Parademusik ist sprichwörtlich geworden für eine hohle, renommistische Spectakelmusik. Die liederlichen Pariser und italienischen Opernmelodien werden hier, in kleiner Münze geschlagen, zu Markte gebracht." Dazu holen die Dorfwirthe bei Kirmessen ihr Repertoir sammt Execution von den Trompetern dieser oder jener Regimenter und so geht die fremdländische Weise bis ins unterste Volk. Da muß der eigene Gesang des Volkes aufhören, überrauscht von dieser Parademusik. Kein Wunder auch, wenn der heimkehrende Soldat, mit Opernmelodien vollgepfropft, die heimathliche Weise als altfränkisch verlacht. „In der Kriegsmusik sollten sich alle ächt nationalen Weisen sammeln, alles Volk erhebend und begeisternd; statt dessen schlägt uns diese Musik das deutsche Volkslied vollends todt, damit sich die Lieutenants an Arien und Tanzstücken unter der Fahne erheben und begeistern können. Wenn ein alter Haudegen einst die ganze Regimentsmusik in den Abgrund verwünscht hat, so lag diesem frommen Wunsche nicht blos ein richtiger künstlerischer, sondern ein sittlicher Instinkt zu Grunde." Er wußte, die Mannschaft wird dadurch entnervt und verdorben.

Was hört nun erst unser Volk für Musik auf der Straße, bei Kirmessen und Jahrmärkten? Früherhin sah und hörte man noch einen Bänkel- und Mordthatensänger, dessen Geschichte sammt Lied und Bild wenigstens noch mit der Moral an das geehrte Publikum schloß, keine Kinder umzubringen. Davon sehen und hören Sie jetzt

wenig oder nichts mehr. Es lag noch etwas Naives, derb Volksthümliches darin, wenn die Tische der Antiquare mit den alten Volksschriften und Sagen auf Reutlinger Zunderpapier gedruckt, bedeckt waren und während der Fleckenmann versicherte, daß er nur alle hundert Jahre einmal den Markt befahre, nebendran der Mordthatenmann sang. Die ehrsame Polizei hat auch hier gemaßregelt und „verbessert.“ Unser Volk wird mit andern Dingen jetzt gefüttert. In kleinen Landstädtchen und Bauerndörfern sehen Sie die Buden erstehen mit lebenden Bildern. Man weiß nicht, was liederlicher ist, die halbnackten Tänzerinnen oder die Musik zu solchem Zeug.

Und nun noch Ihre unausstehliche Freundin: die Drehorgel! Sie verfolgt Sie, da ist keine Rettung bei Hitze und Kälte. Wer will leugnen, daß das Ding eine Macht und Aufgabe habe? Hat es doch der Philosoph Rosenkranz nicht unter seiner Würde gehalten, ein Schriftchen über die Aufgabe der Drehorgel zu schreiben. Ja das Ding könnte nicht blos dem Savoyarden und dem blinden Manne aufhelfen, noch dem Vagabunden verhelfen, nähere Bekanntschaft mit den Eisenstäben zu machen, es könnte den Volksgesang heben, eine Art Stereotypauflage guter Musik, ein musikalischer Telegraph für eine neue, gute Melodie werden, um sie schnell ins Volk zu bringen. Aber was ist's jetzt? Da spielt uns der alte Blinde mit seinem zahnlosen Weibe, die in verbundenem Kopf die Hände unter der Schürze dasteht, zu ihrem und unserm Elend die jämmerlichsten italienischen Arien und Tänze. Und diese

Drehorgel ist oft das einzige Instrument, das die Leute hören. Diese Drehorgeln, die sich, ununtersucht, überall aufpflanzen dürfen, sind mit ihren zum Theil liederlichen Weisen die Zwangsimpfungen eines schlechten Geschmacks unmittelbar ins Blut unseres Volkes.

Ich glaube mit diesen wenigen Ausführungen Ihnen gezeigt zu haben, wie tief der sittliche Einfluß der Kunst auf unser Leben im Großen wie im Einzelnen ist und wie nur die Unkenntniß oder eine gewisse Leichtfertigkeit ihn wegleugnen kann. Wohl weiß ich, daß nicht Alle Sinn und Verstand haben, diesen Einfluß zu schauen, Andere mögen lieber mit verbundenen Augen daran vorübergehen. Wer aber ein Herz für unser Volk hat, kann nur trauern, wenn er zusehen muß, wie auch durch die Kunst, oder vielmehr eine sogenannte Kunst, des Volkes Bestes verdorben oder das Beste ihm vorenthalten wird.

Ich bin kein Prophet, der vorwärts schauen will, lassen Sie mich vielmehr zurückblicken. In vielen Beziehungen gemahnen mich diese Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst an die Zeit, die dem Fall manchen Reiches voranging. Denn die Kunst im weitesten Umfange des Worts ist nicht blos ein Gradmesser des ästhetischen, sondern noch weit mehr des sittlichen Geistes der Nation. Wer den Puls der Zeit fühlen will, fühle ihn nicht blos am Leben der Kirche oder des Staats, sondern auch am Kunstleben des Volkes und zwar an der Kunst im *täglichen* Leben. Darum sagte ich oben: Ich fürchte für unser Volk durch die Kunst. Aber ich fürchte

nicht blos — ich hoffe auch durch die Kunst für unser Volk und wer den sittlichen Einfluß guter und schlechter Kunst hoch genug anzuschlagen weiß, dessen heilige Pflicht ist es, an seinem Theile die Aufgabe, einer guten Kunst den Weg ins Volk zu bahnen, fördern zu helfen. Darauf lassen Sie mich noch in Kürze hinweisen.

III.

Sie werden sich bei diesem letzten Theile freilich mit Andeutungen zufrieden stellen müssen. Die Zeit ist zu kurz, das Gebiet zu groß und — Tadeln ist leichter, als Bessermachen. Zuvörderst ein paar Vorbemerkungen.

Wer das Uebel ansieht, das wir berührt, den möchte leicht die Verzagtheit überkommen. Aber „wer verzagt ist, der kehre um." Ich weiß, daß Viele, und wahrlich nicht die Schlechtesten, unser Volk im Großen und Ganzen verloren geben, und von einer Einwirkung der Kirche und des Evangeliums auf die Menge nichts mehr erwarten und die Zeit des Endes nahe sehen, die der Zeit des Anfangs auch darin gleichen wird, daß es sich nur noch um Einzelbekehrung dabei handelt. Ich verkenne gewiß nicht die mitternächtigen Schatten, die sich über unsere Zeit und ihren Geist herlagern. Aber noch kann ich unser Volk als Volk nicht verloren geben. Es läßt sich ebensowenig läugnen, daß Religiösität, Sittlichkeit, Nationalgefühl sich im Vergleich gegen vergangene Jahrhunderte im Großen und Ganzen gehoben haben. Davon geben die urkundlichen Bilder Freytags „aus der deutschen Vergangenheit" deutliche Beweise. — Zudem haben die

Bestrebungen, ein Besseres in unserm Volk heraufzuführen, kaum erst das Jünglingsalter erreicht und viele liegen noch in den Windeln. Nur die Todten reiten schnell, was aber Leben hat, entfaltet sich dann gesund, wenn es stille wächst und nicht im Treibhaus forcirt wird.

Sodann möchte ich warnen vor einem träumerischen Zurückdenken und Herwünschen dessen, was vergangen ist. Es ist einmal Gesetz in der Entwickelung der Geschichte und des Geistes, daß Nichts auf dieselbe Weise wiederkehrt, wenngleich nichts Neues unter der Sonne geschieht. Riehl hat in seinen culturhistorischen Werken sich ein großes Verdienst um das deutsche Volk erworben, indem er ihm den Conto richtig stellte, worin all seine Verluste und Einbußen verzeichnet sind. Wir leben mit ihm im altdeutschen Hause, sitzen im traulichen Erker und in guter altdeutscher Gesellschaft — und es möchte dann und wann ein heiliger Ingrimm uns überkommen, daß es nicht mehr so ist. Aber Riehl hat, wenn ich ihn anders recht verstehe, nicht geschrieben, um das Alte und Vergangene zu preisen, blos weil es alt ist, oder um eine Repristination fühherer Zustände herbeizuführen, sondern um das Geschlecht unserer Tage zu ermuntern, neue Bahnen und Formen für das bewährte Alte zu suchen. Consolidirt sich z. B. nur einmal der Sinn für Familienhaftigkeit, so wird er sich auch bald Formen suchen, in denen er sich ausprägt. Was die Neuzeit Gutes hat, darf nicht verkannt, sondern muß benutzt werden. Wir können weder die Schienen aufreißen noch die Locomotiven zertrümmern, damit wir wieder

wie ehedem ungestört mit dem Ranzen auf dem Rücken die Welt besehen können. Wir müssen einsteigen und auch im Waggon Gutes lernen und Gutes wirken.

Hüten wir uns sodann vor einem falschen Feuereifer. Eifern mit Unverstand ist allenthalben vom Uebel. Man verdirbt nur dadurch, auch in der Kunst. Die Vorurtheile sind bekanntlich stärker als die besten Urtheile und schlagendsten Gründe. Der sogenannte Kunstenthusiasmus erlahmt bald, wenn er an die eigentlichen Schwierigkeiten kommt. Zudem sind die Leute zunächst zu nehmen wie sie *sind*, und nicht wie sie sein sollen. Es gilt, auch hier den Boden zu untersuchen, auf welchem man steht; was in der einen Stadt geht, geht in der andern noch lange nicht. Wir werden nicht mit einem Schlage alle schlechte Musik aus der Kirche, aus dem Hause und der Straße wegbannen, noch die schlechten Bilder mit einem Male vertreiben. Für das Gute will das Auge doch erst sammt dem Ohr *erzogen* werden. Was aber *unvermittelt* den Leuten *aufoctroyirt* wird und wäre es das Beste, wird immer Widerstand finden.

Mit diesen Gedanken lassen Sie mich nun eingehen in die Fragen, was in Kirche, Haus, Schule und Volksleben gethan werden könnte, um durch die Kunst erziehend zu wirken.

Zunächst denn die *Kirche*. Lassen Sie mich hier kurz sein. Mit dem, was ich über den Kunstzustand, in welchem gegenwärtig sich die Kirche befindet, gesagt, mag ich mir schon manchen Gegner aufgeladen haben; zudem aber ist

dies Gebiet einer so eingehenden Behandlung werth, daß ich mich hier nur auf Andeutungen beschränken darf.

Wiewohl ich nicht der Ansicht bin, „daß die Geistlichen die Kirche seien," so vindicire ich doch denselben eine Stellung in ihr, vermöge der sie am meisten berechtigt und noch mehr verpflichtet sind, ihr Wohl zu fördern. „Wenn die Kunst sinkt, so sind die Künstler daran Schuld"; das gilt auch von der Kirche und ihren Geistlichen. Es hängt aber auch für die Kunst in der Kirche sehr viel davon ab, wie hierin der Geistliche denkt, wie eng oder weit sein Gesichtskreis, wie beschränkt oder erweitert sein Bildungsgrad ist, und ob er von Kunst überhaupt etwas versteht oder nicht, ob er sie liebt oder verachtet. Dabei sind natürlich noch die religiösen Anschauungen ein wesentliches Ingredienz. Den Puritanern und Spiritualisten wird's ein Greuel sein, wenn sie von Kunst in der Kirche hören; wem die Kirche Christi nur ein erweiterter Conventikel ist, dem wird auch ein Kölner Dom nur ein Steinhaufen dünken; einem Rationalisten wird, wenn sein Redepult nur richtig angebracht ist, die Form der Kirche gleichgültig sein, und in einer Kirche mit kahlen, weißen Wänden wird er vermeinen, am besten „Gott im Geist und in der Wahrheit" anzubeten, den Fortgeschrittensten wird's aber in einer Bierhalle heimischer zu Muthe werden, als in einer gothischen Kirche. — Es kommt darum beim Geistlichen darauf an, ob er bei einem christlichen auch einen kirchlichen Sinn habe, einen Sinn für's historische Gewordensein,

für Anstand und Zucht in der Kirche. Es ist aber Niemand schwerer, wie in seinem Herzen, so auch in seinen Ansichten, zu bekehren als — ein Pfarrer. Das hängt unserm Stande einmal an. Dabei kommt auch der leicht erregbare Fanatismus in Betracht. Fällt ein Schuß in die Menge, so gehen die Revolutionen los, mag er herkommen, wo er will; fällt ein sattes Stichwort bei einem Kirchbau, bei Einführung einer Liturgie in die Menge, so braucht's nur des Rufs: „Man will Euch katholisch machen!" und die Menge schreit, wie in Ephesus, bei zwo Stunden, der Eine dies, der Andere das, und keiner weiß warum, und an der sancta simplicitas fehlt es nirgends, die Holz herbei schleppt, wenn es Einen zu verbrennen gibt, der anderer Ansicht ist wie sie. Es läßt sich darum nur schwer und mit großer Vorsicht hierin etwas ändern, wenigstens in der evangelischen Kirche.

Darum möchte ich an den Geistlichen anfangen zu bauen. Abgesehen davon, daß ich es überhaupt als einen Segen für die Kirche betrachte, wenn ihre Diener sich nicht blos aus den Bauern, sondern auch aus den gebildeten Ständen rekrutiren, wo ihr Auge und Ohr schon von Jugend auf an Schönes und Gutes gewöhnt wird, ist es hierin doch ganz besonders nöthig. Die Leute sind selten, denen auf Universitäten erst der Sinn für's Künstlerische rege wird. Indessen könnte doch zweierlei wenigstens von einem studirenden Geistlichen verlangt werden: einmal eine wenn auch nur compendiarische Kenntniß der Kirchbaukunst und der Kirchenmusik. Kann er

selbst zeichnen und spielen oder singen, — desto besser, sonst aber soll er wenigstens hören und studiren. Man wende nicht ein, daß die Zeit dazu nicht reiche. Man hat für Allotria Zeit genug auf der Universität, warum nicht für das, was so tief ins künftige Amt greift? Was aber das Musiciren betrifft, so schreibt der Zeitgenosse Luthers, der Kapellmeister Walther, von ihm: „Ich habe oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlichen Geistes gewesen, daß er des Singens schier nicht satt worden, und von der Musica so herrlich zu reden wußte.“ Nun, wenn das von Luther gilt, der die Bibel übersetzte und außerdem noch 22 Octavbände schrieb, so sollten doch die heutigen Theologen, von denen jedenfalls keiner mehr zu thun hat, Lust und Zeit finden, das zu treiben, wobei ihm das Herz aufging. So sollte denn wenigstens ein Colleg über jene beiden obigen Fächer gelesen und die Herren darin examinirt werden. Daß damit noch nicht Alles erreicht ist, weiß ich recht wohl. Nicht einmal an dem Geistlichen selbst. Denn, wie oben gesagt, das Beste läßt sich nicht erlernen, es muß gleichsam unbewußt in der Erziehung als Mitgift auf den Weg gegeben sein. Man kann Manches wissen und doch im Grunde ein roher Mensch bleiben, dem Sinn und Empfindung für das Bessere abgeht. Der Schade bleibt nicht aus. Es ist ein scharfes, aber wahres Urtheil, das ein katholischer Priester hinsichtlich der Musik in der Kirche über die Geistlichen fällt, wenn er sagt: „Die Musiker konnten sich in der Kirche das Entsetzlichste oft erlauben, ohne daß es die

Priester rügten, oder auch nur bemerkten. Nicht selten sogar sind es auch jetzt noch Geistliche, welche der allerweltlichsten Musik Beifall zollen, weil sie sich niemals die Mühe gegeben haben, über die rechte Bestimmung der Kirchenmusik und ihr richtiges Verhältniß zum Cultus sich eingehend zu belehren, oder auch nur ernstlich nachzudenken. Die Gleichgültigkeit der Geistlichkeit in Betreff der Kirchenmusik ist noch mehr als die Unkenntniß bisher das größte Hinderniß gewesen, welches einer Umgestaltung zum Bessern im Wege gestanden hat." Gewiß ist es auch ein guter Rath und wohlbegründetes Urtheil, wenn er sagt: „Wir können es nicht einsehen, daß die Theilnahme an einem guten Concerte, dessen Zuhörer dem achtbarsten Theil einer städtischen Bevölkerung angehören, eines Geistlichen unwürdig sei, oder daß er hier größeren Versuchungen ausgesetzt sein soll, als ihm auf seinem Lebenswege allenthalben begegnen. Es verräth eine gänzliche Unkenntniß, wenn man das Concert für den Geistlichen mit dem Theater auf gleiche Linie stellen will. Nur derjenige, der Gelegenheit hatte, die verschiedenen Gattungen der Tonkunst, Instrumentalmusik, Oratorienstil und Gesang im dramatischen Stil, in ihren edelsten Werken kennen zu lernen — wozu gut geleitete Concerte das wirksamste Hülfsmittel sind —, nur der kann ein richtiges Urtheil über die verschiedenen Stilgattungen sich aneignen und den richtigen Stil für Kirchenmusik erkennen." —

Genug — Sie erkennen, welcher Nachdruck hier auf die Ausbildung des geistlichen Standes nach der Seite

der Kunst hin, und zwar mit Recht gelegt wird. Es ist traurig, wenn eine Gemeinde etwa bei ihrem Kirchbau einen Geistlichen zum Berather hat, der nichts versteht, oder dem der Sinn für gute Kunst abgeht. Da bleibt denn eine solche Kirche, für Jahrhunderte gebaut, ein bleibendes Denkmal der Geschmacklosigkeit.

Von einem in kirchlicher Kunst bewanderten Geistlichen wird auch ein Einfluß auf die Gemeinde in dieser Richtung ausgehen. In der Predigt und im Verkehr wird er von der Auswirkung und Ausgestaltung des christlichen Lebens reden können und zeigen, daß, wo die Liebe zu Christo und seiner Kirche, wo das Wort reichlich wohnt, solche Liebe sich darin zeigt, daß sie Gottes Haus ziert und schmückt; daß sie der Maria gleich „thut, was sie kann", „schöne Werke", wie der Herr sagt, und sich nicht mit dem unbedingt Nothwendigen begnügt, sich auch um die Judasse nicht kümmert, die die Armen vorschützen, um weder dem Herrn, noch seinen Armen etwas zu geben. Da wirds dann auch nicht bei der Predigt allein bleiben, sondern das Vermahnen wird nebenbei auch durch's geistliche Lied, durch Psalm- und Lobgesang geschehen und Mancher, den die Predigt nicht trifft, oder in ihr nicht Erbauung findet, wird sich am Liede erbauen. Denn die Rede: „Gottes Wort müsse gepredigt werden", trifft hier nicht zu. Es steckt vielleicht in der Liturgie, im geistlichen Liede mehr Gottes Wort, als in mancher Predigt des „Herrn Predigers." —

Was den Kirchenbau angeht, so ist in neuerer

Zeit viel geschehen, um der Geschmacklosigkeit und der subjectiven Willkür Schranken zu setzen. Die historischen Studien haben auch hier gut gewirkt, und man ist zur Erkenntniß gekommen, daß unsere Zeit nicht dazu angethan ist, einen neuen kirchlichen Baustil zu erfinden, sondern daß der bewährte alte geschichtliche Stil mit neuer Liebe und mit Geist erfaßt werden müsse. Nicht in einfacher Repristination, sondern in lebensvoller Durchdringung des Alten wird die Aufgabe der jetzigen Kirchbaukunst bestehen. So habe ich denn zunächst nur im Auge, daß in einem anerkannt historischen Stile gebaut werde und jede Kirche so baue, daß sie ihr eigenthümliches Gepräge in den Stein lege. Die reformirte wird anders bauen als die lutherische, und die beiden anders, als die katholische. Mehr oder minder wird sich das Dogma der Kirche auch im Stein ausleben. Darum wird fürs Innere die Stellung des Altars entscheidend sein. Die reformirte Kirche hat keinen Altar, sie hat den Tisch; die lutherische hat einen Altar, aber keinen Hochaltar wie die katholische. Das wird von Bedeutung sein für die Stellung der Kanzel. In der reformirten Kirche wird die Kanzel über dem Tisch stehen, in der lutherischen Altar und Kanzel coordinirt, in der katholischen wird die Kanzel dem Altar subordinirt sein. — Wird aber gebaut, dann in ächtem Material gebaut! lassen wir in das Haus des Herrn nichts „Lahmes noch Blindes gehen!“ — Lieber einfach, aber ächt; auch keine Lüge im Stein. —

Der Verein für religiöse Kunst in Berlin hat

sichs angelegen sein lassen, die besten Modelle für Altar, Kanzel und Taufstein, und für die heil. Gefäße zu geben; möchten die Geistlichen hiervon Notiz nehmen, statt sich auf ihr Fündlein zu verlassen. Ebenso ist für gute Altarbilder gesorgt und mancher Gemeinde durch Unterstützungen des Vereins dazu geholfen worden. Möchten nur diese Bestrebungen allseitiger anerkannt und benutzt werden.

Was nun die Musik in der Kirche angeht, so wäre einer choralfesten Jugend ein Hauptaugenmerk zuzuwenden, wie ich das bei der Schule zu berühren gedenke. Sodann aber möchte ich, daß die Kirche sich die geistliche Musik aus den Concertsälen zurückeroberte und in der Kirche selbst zu Nutz und Frommen Aller aufführte. Hier kann nun besonders in größern Städten Manches gethan werden, wenn der Sinn dafür geweckt wird. Wie in der Liturgie die ganze Gemeinde mit thätig sein soll und es eben entschieden „unprotestantisch“ ist, der Gemeinde alles Recht zur Mitwirkung im Gottesdienste zu versagen (außer etwa das Absingen des vom „Pfarrherrn“ befohlenen (Liedes), — so mögen auch die Glieder am Leibe Christi, denen Gott besondere Fähigkeit gegeben hat, durch Gesang und Musik erbauen zu helfen, an ihrem Theile eingereiht werden. Die Errichtung eines selbständigen Kirchenchors, dessen Mitglied zu sein eine Ehrensache sein muß, und wo bei der Aufnahme nicht bloß die musikalische Ausbildung, sondern der sittliche und kirchliche Sinn entscheidet, müßte darum

das Bestreben einer Gemeinde sein, die ihr Gemeindeleben nach allen Seiten hin darstellen will; der es ein Ernst ist, sich zu vermahnen durch geistliche, liebliche Lieder und Psalmen.

Hier sind nun die hohen Festtage besonders dazu angethan, den Festgedanken auch musikalisch nahe zu bringen. Jeder (und vielleicht gerade der bedeutendere) Prediger wird gerade an Festtagen empfinden, wie wenig seine Predigt den unendlich reichen Inhalt ausschöpfen kann. Dem kurzen Festevangelium gegenüber wird die längste Predigt arm erscheinen. Nichts aber ist widerlicher als an einem Festtage das Geheimniß erklärt zu hören, die Festthatsache polemisch gegen die Draußenstehenden behandelt zu sehen. Am Festtage will ich eine feiernde Gemeinde haben, das Wort von der Kanzel soll aussprechen, was im Bewußtsein der feiernden Gemeinde liegt. Die Predigt wird zum Lied im höheren Chor, zum Dankpsalm, in den die Gemeinde mit ihren Liedern fällt. Solche Feiertage wären ein Elim mit Palmen und Wasserbrunnen in der Wüste — vielleicht auch in der Predigtwüste.

Wie haben doch einst unsere Väter ihre Weihnacht in der Kirche sinnig gefeiert? Ihnen war Bethlehem kein fernes Land und seine Geschichte keine vergangene, sondern ihre Stadt, ihr Dorf war Bethlehem, hier geschah sie, und heute noch geschah die selige Geschichte, ähnlich wie die Geburten Christi der altdeutschen Maler Nürnberg und Augsburg zum Hintergrunde hatten. Mühsam bringen unsere Weihnachtpredigten den Leuten die Vergan-

genheit in die Gegenwart und viele Predigten beginnen dazu erst von Adam und Eva, der Gründlichkeit halber, während durch die Feier die Vergangenheit in die lebendige Gegenwart unmittelbar verpflanzt ward. Ob am Charfreitag Abend die Aufführung der Matthäus- oder Johannispassion von Bach nicht Manchen unter's Kreuz brächte, den die Predigt nicht dazu bewegt, ob nicht in diesen Passionen mehr Charfreitagsgeist, als in vielen Charfreitagspredigten sich findet, will ich dahin gestellt sein lassen. Die Feier der Ostern in der Brüdergemeinde, wo die Gemeinde auf den Friedhof zieht und über den Gräbern der Entschlafenen mit Posaunen und in Osterliedern die Auferstehung verkündet, ist tiefergreifend, während oft Osterpredigten in sentimentaler Weise den Gang auf den Kirchhof „im Geiste" machen. Kurz, es fehlt der Kirche nicht an Gelegenheit, unmittelbar in's Volksleben zu greifen; aber dazu gehört eben Verständniß und Sinn für's Volk, der vielen gelehrten Herren abgeht.

Die Kirche hat einst ihr Recht behauptet auch auf der Straße. Ihr war's an der Verkündigung des Wortes am Sonntag nicht genug. Unmittelbar in oder nach der Arbeit klang vom Thurme der Kirche der Choral, manchen tröstend und erweckend. Das ehrenwerthe Institut der „Stadtzinkenisten" hat man vieler Orts aussterben lassen, wie man überhaupt mit der Abschaffung gleich bei der Hand war, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Dafür haben wir jetzt die Blechmusikanten mit ihren liederlichen Tänzen auf den Straßen und in den Wirthshäusern. So

durchzogen einst die Currendenknaben in mancher deutschen Stadt des frühen Morgens die Straßen. Noch sehe ich sie zu Halle in den hohen Hüten und den schwarzen Mänteln vor der Thüre stehen und höre die klaren, schmetternden Knabenstimmen, voll und rein wie der kalte Himmel, unter dem sie sangen; manch schönere Stimme darunter als ich in Santa Sistina und in St. Pietro fand. Die Compositionen, meist Choräle und Motetten in gutem und strengem Stile, wurden durchweg correct gesungen. Aber das Beste war die Predigt dieser Kinderstimmen etwa in der Neujahrsnacht oder am Geburtstage, und ich gestehe, daß ich oft mehr erbaut war durch diese Kinder, als durch das theologische Collegium eine Stunde darnach. Aber auch die Currenden schwinden über dem Rasseln der Fuhrwerke und der Dampfwagen. Dafür haben wir die Drehorgeln und die abgetrunkenen Sänger in den Kneipen. — So hat die Kirche Schritt für Schritt ihr Terrain im Volksleben aufgegeben; man scheidet ängstlich zwischen Geistlichem und Weltlichem, und jener ehrenwerthe Mann hat gewiß gemeint, richtig geschieden zu haben, als er dem Pfarrer nach der trefflichen Hochzeitspredigt sagte: „Ihre Rede war zwar nicht gesalbt, Herr Pfarrer, aber aus dem Leben.“ — So tief liegt diese Scheidung schon im Bewußtsein des Volkes, aber für die Kirche hat das Compliment jenes Mannes jedenfalls etwas sehr Bedenkliches.

Die erste Kunstschule ist naturgemäß das Haus. Gibt doch überhaupt das Haus, was keine Bildungsanstalt zu geben vermag; die Luft, die man dort einathmet, in der man groß wird, verläugnet sich durch's ganze Leben nicht. Es ist freilich ein Unterschied zwischen „angeboren" und „anerzogen", aber auch ein Unterschied zwischen „anerzogen" und „angelernt." So kömmt denn viel, auch hinsichtlich der Kunst darauf an, welche Eindrücke das Kind zu Hause bekömmt. Hinaus denn zuerst aus der Kinderstube mit allen häßlichen Fratzen, sei's in Bildern oder Puppen und geben wir von vornherein den Kindern etwas Gutes. Die Münchener und Stuttgarter Bilderbogen, an denen ich qua Inhalt nicht gerade Alles loben will, bieten Vortreffliches; die Kinderbücher von Richter und Pletsch sind köstliche Gaben; wenn ich etwas daran zu tadeln habe, so ist's, daß sie zu theuer sind, um, wie sie sollten, überall die Häuser zu füllen. Sind sonst so viele Vereine in der Welt, lassen wir noch einen dazu kommen, der durch seine Mittel es möglich macht, den Kindern wohlfeil jene Bücher zu verschaffen! Gerade der Holzschnitt ist für's Kind vortrefflich, denn er läßt seiner Fantasie freien Spielraum, in dem er nicht alles ausmalt und anstreicht, und mit den Strichen und Conturen das Auge an die Form statt an die Farbe gewöhnt. Dann noch eine Bitte: Schaffen Sie Ihren Kindern nicht zu viel Spielzeug an, sondern lassen Sie das Kind sich selbst versuchen! Es macht sich seine Eisenbahn mit den Schemmeln und Stühlen, es baut sich Kirche und Haus mit seinen

Klötzchen, es singt und predigt, es begräbt seinen todten Vogel mit Gesang; man muß ihm nur nicht alles fertig geben, seine Fantasie muß ihm Vieles ersetzen — und das ist schon eine kleine Kunstschule. Leiden wir keine Fratze, kein gemeines Wort, keine unsaubern Gesichter und Hände in der Kinderstube! Und dann geben wir den Kindern die Schiefertafel und den Griffel in die Hand. Laßt das kleine Männlein oder Fräulein zeichnen und nach seinen paar Strichen jubelnd sagen: „Das ist die Mama!“ Nach und nach wird's besser. Ist aber das Kindervolk größer und leidet's der Beutel, dann ist Zeichnenlernen bei einem guten Lehrer eine vortreffliche Vorschule des Geschmacks. Dann weiß man erst bei einem Bilde, daß es verzeichnet und warum es verzeichnet ist, und es bildet sich an guten classischen Mustern der Geschmack. — Ein Wort aber noch für unsere Mädchen. In einem vortrefflichen Schriftchen hat A. Schroedter, dem und dessen Frau wir so manches Schöne und Köstliche in Initial und Spruch verdanken, das Zeichnen als ein ästhetisches Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht gepriesen. („Das Zeichnen als ein ästhetisches Bildungsmittel vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, von A. Schroedter, Frankf. a. Main. Literarische Anstalt, 1853.“) „Die Frau“, sagt er, „ist das milde Gestirn am häuslichen Himmel, von dem sich Wärme und Anmuth verbreiten, in dessen Strahlen sich Alles verschönert und verfeinert und das Gemeine nicht

aushält. Sie ist die Ordnerin des Hauses und schmückt und ziert es unablässig mit feinem Sinn; sie stellt Harmonie und Gleichmaß her, damit die Familie wie die Besuchenden sich wohl fühlen und die Anwesenheit guter Sitten unwillkürlich empfinden; sie wird Plumpheit und Geschmacklosigkeit fern halten und immer bemüht sein, eine vollkommene Harmonie mindestens in ihrer äußeren Umgebung aufrecht zu erhalten." Aber das will gelernt sein. Man treibt wohl Kunst in allerhand Art, in Bild und Ton um weniger Fertigkeiten willen, blos um sich zu amüsiren, aber die „Grazien wohnen nicht in der Fingerspitze noch in der Kehle; sie entwickeln sich erst in der Gesammtaufnahme und in der ernsten verständigen Auffassung und geistigen Pflege der Poesie, der Musik und der zeichnenden Künste." — Daraus kommt erst aller Sinn für edle Form im Anzug und ganzen Wesen. Dazu hilft denn gerade Zeichnen; nicht mit dem Zweck dem Herrn Ohm oder der Frau Tante am Geburtstag mit Künstlerseligkeit ein Blatt zu überreichen, bei welchem der Lehrer die Hauptsache gemacht, sondern um schöne Formen sich einzuprägen. Dadurch lernt das Mädchen (denn der Knabe bekommt das Zeichnen ohnehin bald leid) selbst etwas zu bilden, statt sich seine Artikel aus dem Modeladen zu holen, und combinirt Formen der Ornamente, die sie gesehen, und erfindet neue. Das Auge wird geschärft für die Schönheit der Linien, der horizontalen, wie sie das Meer in seiner Unendlichkeit zeigt und die seine Majestät mitbedingt, der

senkrechten, wie sie die Tannen und Palmen weisen. Dann erschließen sich erst auf diesen festen Grundlagen die unerschöpflich reichen Formen des Kreises und der Wellenlinien. Und hier ist das Pflanzenleben so recht der große Garten, aus dem uns die Formen in mannichfaltigster Schönheit und Anmuth entgegen sprießen. Aber das Verständniß für diese Formen will unmittelbar aus dem klaren Borne der Natur geschöpft und die holden Kinder Floras in Wald und Wiese aufgesucht und in ihrer Eigenthümlichkeit liebend erfaßt werden. Anders bildet der Wald, anders die Wiese, und wer darüber Köstliches lesen will, der lese die vortrefflichen „Naturstudien von Masius." So ist der Umgang mit der Natur und in ihr mit den Blumen ein Schönheitscompendium, besonders für Mädchen, deren zartestes Lob in dem Worte besteht: „Du bist wie eine Blume." Ich bin überzeugt, daß für Anmuth und Harmonie durch solchen Umgang und solches Nachbilden mehr erzielt wird und Bleibenderes, als mit noch so vielen Stunden des Tanzmeisters. Länger habe ich mich bei dieser Aufgabe für unsere Jungfrauen aufgehalten; aber Sie ahnen den Grund: An der künftigen Frau oder an der erwachsenen Tochter des Hauses liegt es vornehmlich, die Kunst ins alltägliche Leben einzuführen und die Mutter wird immer der erste Künstler im Hause sein.

Ebenso ist es mit der Musik im Hause. „Früh auf!" ist auch hier das Beste; dann wird der Tag lang. Wer frühe reitet, kommt bald an. Die erste Musik

wird an der Wiege aufgeführt; die Lieder, mit denen wir eingesungen worden sind, wer kann sie vergessen? Hören wir sie wieder in alten Tagen, wacht ein Stück Paradieses in uns auf. Freilich scheint's zunächst einerlei, was und wie gesungen wird, wenn nur Summa Summarum der kleine Schreihals, der Solos auf der Trompete gibt, in Schlaf geräth; und doch scheint es nur so. Es ist von Bedeutung, welche Lieder zuerst sich dem Ohre einprägen und ob rein und gut an der Wiege gesungen wird oder nicht. Ich lasse mir Maria von Weber und seine Musik nicht schelten; denn seine Lieder habe ich in frühester Kindheit gehört, und unter dem „Schlaf Herzenssöhnchen" und „Maienblümlein", „Ach holder Mai" bin ich hunderte Mal süß eingeschlafen. Unser Kindermädchen hatte einen wahren Schatz guter deutscher Volkslieder und sang rein und gut, — das Zimmermädchen, „eine Theaterprinzeß", wie sie die Mutter nannte, sang Arien aus Mozart'schen und Weber'schen Opern; — eine normannische Bonne, die später kam, sang den Marlborough und ihre recitativischen Lieder, und der Vater sang, wenn wir besonders lieb waren, zur Guitarre seine italienischen Lieder, deren er eine Fülle aus seinem langjährigen Aufenthalte in Italien mitgebracht hatte. Ich will nun dieses Mixtum compositum nicht gerade rühmen, aber den Nutzen hatten wir doch davon, daß unser Ohr frühzeitig an Melodie, und zwar an charakteristische Melodie und guten und reinen Ton gewöhnt wurde. Sodann möchte ich den Kindern

nicht gewehrt haben, wenn sie ans Klavier wollen. Was an dem Pianoforte zu Grunde geht, wird durch das aufgewogen, was das Kind selbstthätig lernt. Erst wirds mit den Händen dreingeschlagen, später merkt es, daß man mit einzelnen Fingern mehr ausrichtet, sucht sich die Melodie, und später die zweite Stimme dazu und ist überglücklich bei seinen Erfindungen. Der spätere Unterricht bei einem tüchtigen Lehrer und auf einem guten (nicht schlechten) Klavier wird freilich Geld und Thränen kosten. Aber man lasse nicht nach, wenn die ersten Jahre noch wenig Frucht bringen. Die Kinder sind selten, die so mit voller Lust schon musiciren; meistens muß der Feuerstein geschlagen werden, ehe er Funken gibt. Man verzweifelt sehr leicht am musikalischen Talent eines Kindes, das später erst erwacht — ja vielleicht dann, wenn es zu spät ist, die Zeit fehlt und die Finger zu steif sind. Aber wie oben gesagt — Musik getrieben, nicht mit dem Zweck der Produktion, sondern weit mehr, um fähig zu sein, Produktionen Anderer zu verstehen. „Wer blos spielen kann, kann eben nichts weiter — als spielen. Spielen aber ist ein Zeitvertreib und jeder bloße Zeitvertreib macht zuletzt dumm. Der Werth ist gering, wenn Einer fingerfertig ist — hingegen hat es einen sehr hohen pädagogischen Werth, wenn er es dahin bringt, gute Musik zu verstehen, tüchtig Partitur zu lesen, die Gesetze der Composition zu begreifen, die Stile der verschiedenen Zeiten und Schulen sich einzuprägen und die großen Meister in ihrem historischen Charakterbilde stets

leibhaftig vor Augen zu haben. Jenes ist bloßer Musikunterricht, dieses musikalische Erziehung." Damit kann man freilich nicht im Salon glänzen, um so mehr aber ist dem Schüler hoher Genuß verschafft und das reichste Bildungsmittel gegeben. Darum wäre es vor Allem der historische Gang, der von einem guten Musikunterrichte eingehalten werden müßte. Verfährt man doch ähnlich in dem Literaturstudium, dem Studium der bildenden Kunst, warum denn auch nicht in der Musik? — Und studirt man denn, um es zu wiederholen, das Alles um selbst Verse zu machen, Bilder zu malen und Gebäude aufzuführen, oder nicht vielmehr um der allgemeinen Bildung willen? Und dann lassen Sie, wenn's möglich ist, Ihr Kind, wenn Sie's musikalisch bilden wollen, nicht blos Klavier lernen, sondern geben Sie ihm auch den Fidelbogen in die Hand. Unsere größten Meister haben eigentlich für die Geige gedacht, auch wenn sie für's Klavier geschrieben haben. Mir scheint das Verhältniß der Geige zum Klavier dasselbe zu sein, wie das der Zeichnung zum Colorit, wie der Holzschnitt zum angemalten Bilderbogen. In der Farbe läßt sich viel vertuschen, viel Effect machen — b:i der Zeichnung hört's auf; da heißt's bestimmt ansetzen. Die Reinheit einer edeln Melodie fällt fester, bestimmter durch die Geige in's Ohr, als durch das Klavier; es reizt die Geige zum tieferen Studium der classischen Werke, abgesehen davon, daß viele Sachen sich auf dem Klavier geradezu nicht wiedergeben lassen.

Mehr als das Lernen, thut freilich wie wir oben sagten, der ganze künstlerische Geist, den das Haus ausströmt, und das, was das Kind unbewußt in Bild und Ton aufnimmt. Die Bilder, die in der Wohn- und Staatsstube hingen, bleiben so fest in der Erinnerung, als die ersten Lieder, sie sind ein Stück Hausumgangs. Und hier gibt's ja so vieles Gute und Schöne an die Wand zu hängen, daß es des Schlechten wahrlich nicht bedarf, viel auch des Nationalen, daß wir das Fremde nicht erst suchen müssen. Es ist in den letzten Jahren viel geschehen zur Vervielfältigung und leichten Erwerbung klassischer Sachen auch für den Unbemittelten. Wenn auch nicht alles zu loben, so haben doch die Kunstvereine in ihren Nietenblättern manches vortreffliche Bild in's Haus gebracht; die Meisterwerke der italienischen und der deutschen Schule sind, wenn nicht im Stahlstich, doch in Lithographie oder Photographie zu haben. Nehmen wir darum das anerkannt Tüchtige und Klassische bis herunter auf die neueste Zeit in unser Haus auf und bannen wir namentlich in religiösen Bildern das Französische und Englische, welch letzteres noch tief unter dem Französischen steht.

Auf den Tisch aber im Hause gehört vor Allem der große Hausfreund: die B i b e l. Haus und Bibel gehören zusammen, denn die Bibel hat unser Haus erst wieder zum Hause gemacht, mögen wir's Wort haben oder nicht. Von richtigem Instinkt geleitet, haben unsere Voreltern in die Bibel hinein Stammbaum, Geburt,

Heirath und Tod in der Familie gezeichnet. — „Die Bibel aber bleibt unerschöpflich auch für die Werke der Kunst. Keine andere Geschichte zeigt uns in so plastischer Anschaulichkeit, was es um den Menschen sei; keine zeigt wie sie des Paradieses Lust und Segen, Versöhnung und Sünde, Strafe, Fluch und Tod. Kein anderes Buch gewährt so bildreiche Darstellbarkeit wie die Bibel, darum will die Kunst immer von Neuem an diese Fundgrube gehen und sie ausbeuten" — so redet der Mann, der in seiner Bilderbibel zum Volke geredet hat, wie kein Anderer vor ihm, Julius von Schnorr. Sie kennen seine Bilderbibel; ich verlange nicht, daß Sie mit allen Darstellungen einverstanden seien — aber das müssen Sie anerkennen, daß uns aus diesen Bildern eine Liebe zur Schrift und zum Volke in seltenem Maaße anweht. „Sie will am Sonntag Nachmittag aufgeblättert sein, wenn die Kinder sich um Vater und Mutter an den Familientisch schaaren und aufmerksam dem Worte lauschen, das diese Bilder deutet." Wer das gerechte Lob dieser Bilder lesen will, findet in Oldenbergs Streifzug das Köstlichste darüber.

Und in's Haus, recht eigentlich zur Bibel hin, gehören die Holzschnitte Ludwig Richter's. Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte ich hier Etwas zum Lobe Richters sagen. Geben Sie seine Bücher jedem einfachen, unverdorbenen Menschen in die Hand, und er wird ihr Lob singen. Da findet sich unser deutsches Volk und unsere deutsche Familie wieder in Freud und Leid,

die Kinder und die Alten, Vergangenheit und Gegenwart. Hier ist ein Mann, der mit dem Volke zu scherzen, zu singen und zu weinen versteht, der ihm sagt, was es an seinem Hause habe. Mit Freuden begrüße ich die neue große „Volksausgabe" Richter'scher Sachen. Geht gleichwohl etwas verloren von der Feinheit der Zeichnung, so wird das doch ausgeglichen durch die dem Volke verständlichere Größe. Für wenig Groschen läßt sich da ins Haus ein treffliches Bild stiften, und wo kein Geld zum Rahmen ist, thun's vier Stecknadeln auch, es anzuheften. Zu ihm gesellen sich ältere und neuere Meister. Von Moritz v. Schwind sind ältere Holzschnitte vorhanden; wann werden seine unvergleichlichen Mährchen ein Gemeingut des Volkes werden? ich erinnere an die Sachen Pocci's, Speckter's, Pletsch's, des innigen und sinnigen König, dessen goldenes A.-B.-C. und Psalmenbilder ein schönes Vermächtniß deutscher Kunst bleiben wird. Für's Haus haben in Spruch und Lied die Bücher von Alw. Schroedter und „Deutsches Leben in Liedern" und „Deutsches Leben im Glauben, im Kriege, in Freud und Leid, die Psalmen rc." von Angelika von Woringen bleibenden Werth.

Das wäre Etwas nur vom Hausumgang im Bilde, in welchen das Kind unvermerkt eingeführt wird, an welchem sich Alte und Junge ergötzen; solchen Hausumgang wünsche ich aber auch in der Musik. Hausmusik! Hausmusik! Wer bringt sie uns wieder aus den Concertsälen? wer bringt sie wieder, nicht

blos in die fein parfümirten Salons der Mäcene, auch wieder in's Haus der Bürger? Mag man über die sogenannte Zopfzeit lachen (im Unverstand freilich größtentheils), es hatte eben doch etwas Bedeutsames, wenn z. B. in meines seligen Großvaters Hause zweimal in der Woche das Quartett zusammen kam, bestehend aus ihm, dem Landbaumeister, dem Herrn Amtskeller, dem Kammerrath und dem Spenglermeister, und bis spät in der Nacht Haydn'sche Sachen gespielt wurden. Ich hörte sie freilich nicht mehr, aber mein Vater hörte sie, und er that, wie sein Vater. Das Erste, was ich als vierjähriges Kind von Instrumentalmusik hörte, war Beethovens Septuor. Ich lauschte an der Thüre, als drinnen gespielt wurde und frug die Mutter später, „ob das die Engel gewesen wären, die gespielt hätten." Daß zur Hausmusik der Gesang gehört, versteht sich von selbst. Mit dem zehnten Jahre wurden wir zu Rittern des „ernsten Chorvereins" geschlagen, eines Vereins, der von Schülern Thibauts geleitet wurde; und wenngleich die viereckigen Noten und „ellenlangen" Tacte in den Paläſtrina'schen und Durante'schen Sätzen uns komisch vorkamen, so bekamen wir doch bald gehörigen Respect vor dieser Musik, überdies, da hinter uns, dem Sopran, ein corpulenter begeisterter Baßsänger stand, der uns wüthende Blicke und auch Püffe zukommen ließ. Aber was man dort sang, wurde im Hause des Sonntag Abends repetirt. Die Noten mußten selbst geschrieben werden, von wegen der Billigkeit nicht blos, sondern

um die Musik zu lernen — und so wurde auch die Haus-Vocalmusik fertig.

Man kann den Gewinn aus solcher Instrumental- und Vocalhausmusik, wobei nur das Beste als Hausmusik aufgeführt wird, und die als integrirender Bestandtheil des Hauslebens gilt, für die musikalische Bildung und spätere Genußfähigkeit nicht hoch genug anschlagen. Höher steht mir aber ein anderer Gewinn. Dem Kinde das Haus so lieb, so zur Heimath zu machen, daß das Haus es überall hin begleitet und in der Fremde das nur anheimelt, was im Hause gepflegt worden, ist ein wesentlicher Factor in der Erziehung. Draußen, wo so viel Versuchung zur Rohheit und Gemeinheit sich findet, ist das Andenken an ein Elternhaus, das außer dem religiös-sittlichen, einen Fonds wahrhaft edler, humaner Bildung mitgab, ein schützendes Palladium. Machen Sie den Kindern das Haus lieb, heimisch durch das, was das Herz erhebt und veredelt, und sie werden nicht nach Gemeinem greifen und die Eltern im Grabe noch segnen.

Ich habe freilich bei diesen Vorschlägen für die Pflege der Kunst im Hause und die Erziehung eines für gute Kunst begeisterten Geschlechts, das Haus der Vermöglichern zunächst im Auge gehabt. Und mußte es auch. Die Kunst ist eine geborne Aristokratin, die eine gewisse Wohlbehäbigkeit, eine gewisse largesse als

ihre Luft nothwendig hat; dann aber: Es dringt nur aus kleinen Kreisen das Bessere in die größeren; alles Edle will still gepflegt sein und wird immer nur auf Minoritäten zählen können; aber eine entschlossene Minorität von Leuten guten Geschmacks und allseitiger Bildung, gesellschaftlicher Stellung, sittlichen, energischen Sinnes wird ihren Einfluß nicht verleugnen. Von den Kinderstuben aus wird die Welt regiert — aus dem stillen Hause kommen die Männer auf den lauten Weltmarkt.

Auf das Volk im größeren Kreise aber erziehend „für die Kunst und durch die Kunst" zu wirken, ist außer dem Hause vornehmlich die Schule berufen.

Ich komme daher zu der Schule, und zwar zunächst zu der Volksschule. Auch sie hat an ihrem Theile die Aufgabe, in ihrem Bereiche das Schöne und Sittliche zu pflegen; denn wenn Beides auch nicht völlig zusammenfällt, so streifen doch die Gebiete sehr nahe an einander und anzustrebendes Ideal ist das Zusammenfallen Beider gewiß. Sie empfängt die Kinder in einem Alter, wo noch die Spuren göttlicher Ebenbildlichkeit am deutlichsten wahrzunehmen sind. Ein Kindesherz ist leicht zu gewinnen für das, was wahr, schön und edel ist. Die Kinder haben noch einen stillen, aber starken Zug, ähnlich der Pflanze, nach dem Licht, darum auch der Herr sagt: „Wehret ihnen nicht." Freilich liegt auch hier wieder das Geheimniß alles Wirkens nicht in dem Schulplan und der Institution, sondern in der

Person. Ist der Lehrer selbst ein ungezogener Mensch, der für Sitte und Anstand, für die höheren Dinge des Geistes kein Sensorium hat, so wird er auch an den Kindern nichts leisten können. Wie der Geistliche kein commandirender General, sondern ein Hirte, so soll auch der Lehrer nichts vom Korporal noch Professor, sondern von einem Gärtner etwas an sich haben, der die Kinderblumen nicht roh anfaßt, sondern jede nach ihrer Eigenthümlichkeit behandelt. Es ist traurig genug, daß man Kinder, die sonst zu nichts taugen, Geistliche oder Lehrer werden läßt. So ehrenwerth die Ausnahmen sind, so sehe ich doch in der Rekrutirung dieser beiden Stände aus den Bauern wenig Heil für Kirche und Schule, denn an der allgemeinen Bildung Beider, die sich eben nicht anstudiren läßt, hängt viel für das ganze Wirken.

Was nun die musikalische Ausbildung der Lehrer betrifft, so muß ich mich wundern, wie mangelhaft sie bei Vielen bestellt ist. Sind die Censuren im Rechnen, Schreiben ꝛc. „sehr gut", so lauten sie bei der Musik bei ihrer Vielen auf „kaum genügend" — das ist gewiß ein Fehler. Wer kein Gehör hat, der bleibe doch lieber vom Schulfache weg, es gibt ja andere Fächer, zu denen man kein Gehör braucht. Was ich aber von einem Lehrer verlange, ist durchaus nicht, daß er ein Virtuose sei, sondern nur im Gesang, Klavier-, Violin- und Orgelspiel es zu einer Fertigkeit gebracht, wie sie den Bedürfnissen der Schule und der Gemeinde ent-

spricht und daß er das, was er kann, gut könne. Den Geschmack aber kann er nur bilden durch das Treiben classischer Musik, durch das Hören großer Tonwerke. Ueberhaupt muß ein Lehrer mehr wissen, als er zu lehren hat, sonst ist die Herrlichkeit bald zu Ende.

Was aber den Musikunterricht in der Schule selbst angeht, so wäre festzuhalten, daß derselbe obligatorisch für Alle wäre; die entschieden Unmusikalischen müßten wenigstens zum Hören angehalten werden. Sodann müßte die Singstunde nicht wie leider so oft, das Signal zum Treiben von allerhand Allotriis, noch blos Vergnügungsstunde sein. Ich sage nicht blos — denn eine Ausspannung soll sie freilich gewähren. So wie der Lehrer aber davon überzeugt ist, daß die Musik sittliches Bildungsmittel und nicht blos „Unterhaltung" sei, wird auch sein ganzer Unterricht das Kind heben und begeisternd einwirken. Hier sind dem Lehrer reiche Mittel gegeben — denn er hat nicht nur die Melodie, sondern auch den Text.

So wäre denn vor Allem die Pflege des Chorals eine Hauptaufgabe des Lehrers. Eine choralfeste Jugend wird man im Gottesdienste bald merken. Hier nur ein Wunsch: Nicht zu viel Choräle studirt, aber die man lernt, recht gelernt und — auswendig gelernt. Fünfzig Choräle, festsitzend in Kopf und Kehle, sind ein guter Reisepfennig für böse und gute Tage. Das wäre auch das Mittel, wieder im Hause bei Familienandacht und Festen den Choral als geistliches Volkslied klingen

zu lassen — nota bene ohne Gesangbuch, denn das Ablesen ist der Tod alles Hausgesanges.

Dann laßt das **Volkslied**, das frische und fröhliche hören. Die Lieder seines Volkes nicht kennen, ist eine Schande. Und welch' einen Schatz hat nicht unser Volk? In der **Schule** aber müssen sie gelernt werden im zweistimmigen Satz; denn der zweistimmige Gesang ist deutschen Volkes Kronrecht. Das ist dann nicht jenes Volkslied, das als eine künstlich gesetzte und gezogene vierblättrige, exotische Pflanze im Salon fortkommt.

„Das Volkslied ist die Unsterblichkeit der Musik. Es ist ewig dasselbe, wenn es gleich in seiner Ausprägung nach Zeit und Ort wechselt. Es gehört der grauesten Vergangenheit an, wie der blühenden oder bestaubten Gegenwart und ist zugleich die eigentliche Zukunftsmusik. Es ist die unantastbare Musik von Gottes Gnaden."

Das Volkslied durchwandert Wald und Feld, Krieg und Frieden, Herzens Lust und Weh, und schlägt alle Saiten an und gibt wahres und kein gemachtes Gefühl. Da laßt Knaben und Mädchen zusammen singen, auch wenn das Mädchen singen muß: „Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod." Das schadet nicht. Später kann's dasselbe als Mutter dem Knaben vorsingen. Daß natürlich nicht alle Volkslieder sich für die Schule eignen und dem Tacte des Lehrers die Auswahl überlassen bleiben muß, versteht sich. Auch hier wie oben: Nicht Vieles, aber das Beste und das Beste gut.

Sodann hat die Schule das patriotische Lied sorgsam zu pflegen. Nicht früh genug kann, wie zum himmlischen, auch zum irdischen Vaterlande die Liebe ins Herz gelegt werden. Das hilft von der Blasirtheit und dem elenden Kosmopolitismus und begeistert das junge Herz und zieht vom Gemeinen weg. Laßt die Lieder Arndts, Schenkendorfs und Körners unter den Kindern gehen, und es werden Männer aus ihnen wachsen, die der Väter würdig sind, und die Knaben werden's nicht blos singen, sondern im Wandel bezeugen:

Pfui über den Buben hinter dem Ofen,
Bei den Schranzen und bei den Zofen —

Aber laßt die Kinder nicht singen im engen, dunstigen Raume, wie den Vogel im Vogelbauer, gekrümmten Rückens, — gebt große, luftige Räume, ihr Väter der Städte, und sperrt die sanglustige Jugend nicht ein.

Sodann sollte man die Kinder und vornehmlich die Knabenchöre bei Festfeiern heranziehen und nicht blos dem vierstimmigen Männergesang Alles überlassen; bei patriotischen Festen laßt die Knaben neben den Vätern streiten im Gesang, wie ehedem in der Schlacht.

Mit dieser Bildung unserer Jugend in der Schule für und durch Musik wird man auch in die Werkstätten und Fabriken einen besseren Gesang bringen, der die schwere Arbeit versüßt; unter singenden Arbeitern sein, läßt Vieles vergessen, was auf den ersten Blick beim Eintritt in eine Fabrik schmerzen muß.

———

Zunächst möchte ich dem Lehrer, wenn er für bildende Kunst Etwas thun will, ans Herz legen, zu bedenken, daß Anstand, Zucht und Sitte die allerersten Kunstanfänge sind. Reine Hände und rein Gesicht, ein frischgekämmtes und gezöpftes Haar, reine Kleidung — diese Kunststudien am Brunnen und Spiegel mit Kamm und Bürste sind von größerer Bedeutung, als man zunächst denkt. Das Verbot alles flegelhaften Benehmens, das Halten auf Anstand weckt bald bei dem Kinde ein Merken auf's Schöne, wo es ihm begegnet, ohne daß es nur weiß, was schön ist.

Daß in den niederen Volksschulen Anfänge im Zeichnen gemacht werden und der Formensinn zunächst spielend erweckt wird, ist gewiß löblich, wenn ich auch nicht „das Zeichnen" in Dorfschulen als Gegenstand traktirt wissen möchte. Dagegen in Gelehrten-, Real- und Gewerbeschulen ist dem Zeichnen eine besondere Sorge zuzuwenden. Es ist auch hierin neuerdings viel geschehen. Die trefflichen Muster in Gyps und Kreide, die Vorlagen in Lithographie und Aquarell zeigen einen großen Fortschritt. So wird in den Gewerbeschulen wieder erweckt und gepflegt, was einst in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege blühte: Die Kunst, die im Handwerk ihren Triumph feierte.

Wenn Kirche, Haus und Schule an ihrem Theile die Kunst pflegen, wird's nicht ausbleiben, daß

auch das Volksleben in weiterm Kreise davon berührt, ihr wohlthätiger versittlichender Einfluß sich auch den Straßen und Märkten und an den Häusern der Armen kund thun wird. Hier kann nun mit etwas gutem Willen, mit Verstand und Beharrlichkeit doch Vieles geschehen; wenn ich gleich weiß, daß das Schlechte nicht über Nacht ausgefegt wird und gut Ding Weile haben will und das Gute der Feind des Bessern ist.

Hier müßte denn freilich negativ zuerst gewirkt werden, indem das entschieden Unsittliche und Gemeine in Lied und Bild verbannt würde und sich wenigstens nicht öffentlich breit machen dürfte. Ich bin sonst, was das Volksleben angeht, durchaus nicht für den Polizeistock enthusiasmirt, denn er hat viel darin gearbeitet und verdorben — und es verlautet wohl nicht mit Unrecht daß die Büreaukratie, wenn nur keine Politik getrieben ward, nicht selten, was Sittlichkeit betraf, ein Auge zudrückte. Aehnlich wie die Burschenschaften ihrer Zeit zu leiden hatten, dagegen die trink- und rauflustigen Corps unbehelligt blieben, und darum auch aus den Corpsburschen die strengsten Polizeiherren wurden. Durch gehörige Zucht könnte manches wieder gut gemacht werden. Die Schaufenster und Buden der Bilderhändler und Drechsler müßten irgend welcher Controle unterworfen sein, auch die Drehorgeln, die fahrenden Blechmusikanten, ehe sie Conzession bekommen, eine gewisse Revue passiren. Drehorgeln, die nicht außer einem Choral wenigstens zwei oder drei gute deutsche Nationallieder spielten und

nur fremdes Zeug und Tänze hätten, würde ich verbieten, und den Blechmusikanten, die nur Katzenmusiken bringen und so mehr eine Art privilegirten Diebstahls als ehrlichen Erwerb treiben, die Kunst, d. h. das Handwerk legen, dagegen gute Drehorgeln und Blechmusiken prämiiren, und ihnen bei Volksfesten eine Art Wettkampf erlauben. — So kann ich mich auch nur freuen, wenn, wie z. B. in Berlin, dem Unbemittelten die Gelegenheit gegeben ist, für fünf Groschen classische Musik zu hören. Es wird hier auf positive Art, durch Darbietung des Guten das Schlechte und Gemeine verdrängt und es braucht nur einmal zum guten Ton zu gehören, solche Concerte zu besuchen, und eine ganze Menge von Menschen wird ohne Willen Besseres hören. Nicht blos die Noth, auch die Liebe macht erfinderisch, und wer Liebe zum Volke hat, dem werden auch die Wege nicht verschlossen sein, mit Besserem zu ihm zu dringen.

Wir haben schon oben bei der Kirche berührt, wie sie sich's nicht entgehen lassen soll, an ihren Festtagen, die noch viel Volksthümliches haben und reiche Anknüpfungspunkte bieten, dem Volke in Lied und Bild nahe zu kommen; so könnten denn auch patriotische Feste, wie des Königs Geburtstag, der 18. Juni oder 18. October oder 2. September dazu benutzt werden, mit besserer Kunst auf die großen Massen einzuwirken. Warum nicht da Beethovens Eroica, oder die Schlacht bei Vittoria aufführen, statt den allen Geschmack verderbenden Potpourris? An landwirthschaftlichen Festen krönt man Pferde,

Ochsen und Schafe und Früchte — warum nicht auch die Menschen, die Bauern, die originelle Volkslieder gut vortragen, Gemeinden, die ihre Tracht noch beibehalten haben?

Unsere Zeit ist eine Zeit der Associationen. Durch Vereine wird geleistet, was der Einzelne nicht vermag. Aber jeder dieser Vereine, abgesehen von denen, die sich ausschließlich für die Dinge der Kunst associren, könnte etwas für gute Kunst thun. Man fange dabei nur ein Mal an sich und im Kleinen an das, was man leistet, auch gut und schön zu leisten. Ich denke hier an die Jünglings- und Gesellen-Vereine, die Handwerker-Vereine, Turn-Vereine und dergl. Sie können in ihren Lokalen bei ihren Festen, bei ihren Gesängen und Aufführungen mit etwas mehr Mühe und Sinnigkeit ihr Fest verschönern und bereichern. —

Vornehmlich aber sind es die Gesang- und Kunst-Vereine, welche ganz besonders dazu berufen sind, gute Kunst zu pflegen.

Es würde zu weit führen, wollte ich eingehender über die Aufgabe Beider sprechen. Es mögen daher einige Andeutungen genügen. Es ist, was die Gesang-Vereine betrifft, gewiß von Segen, daß sie Centualpunkte einer bessern und edleren Erholung werden. In Dörfern, in welchen ein Gesangverein ist, der nicht blos aus jungen Burschen und Mädchen, sondern auch aus verheiratheten Männern und Frauen besteht und unter Leitung einer würdigen Autorität, des Pfarrers oder

Lehrers sich versammelt, kehrt bald ein gesitteter Geist ein. Hilft der Verein mit an den Festtagen der Gemeinde den Gesang in der Kirche zu heben, singt er an der Hochzeit oder am Grabe, so wird die Gemeinde stolz auf ihn sein und ihn nicht als exotisches Gewächs betrachten. Bei diesen Vereinen aber nur um Alles keine „Kunstproduktionen!“ Keine Salonmusik auf dem Dorfe! Choral und Volkslied sind völlig ausreichend. Ebenso würde dort auch ein guter Posaunenchor oder eine Blechmusik, die aber in ihren Statuten das Verbot hätten, weder auf Tanzböden noch auf Kirchweihen zu spielen, seine bedeutsame Stelle haben. Ueberhaupt aber würde ich, was auch andern Singvereinen gilt, vor allem auf Anstand und Zucht halten und jeden ausschließen, auch wenn er die schönste Stimme hätte, der gegen die Sitte verstößt oder dem Trunk sich ergibt. Nur daran kann zunächst gemerkt werden, daß es um die Kunst eine reine und ernste Sache sei. — Den Musikvereinen in den Städten aber ist's nicht überflüssig zuzurufen, sich zu hüten, die Musik nicht zur Sclavin und Magd der Geselligkeit zu machen und blos zur Unterhaltung zu singen. „Nur wirkliche Liebe zur Sache, nur die Ueberzeugung, daß es sich um etwas Rechtes, nicht um eine Bagatelle handle und Zeitvertreib, berechtigt zur Stiftung solcher Vereine.“ Mögen sie an dem Ernst und der Charakterfestigkeit, der sittlichen Schärfe ihres gewählten Dirigenten gleich ein Zeugniß ablegen, weß Geistes Kinder sie sind. Sodann möchte ich die Vereine in den

Städten bitten, sich nicht an allzuschwere Compositionen zu machen, sondern zu bedenken, daß das Einfachste allezeit das Schwerste ist; mögen sie zeigen, daß das Volkslied von ihnen nicht als altfränkisch verschmäht und verachtet ist, sondern durch guten Vortrag beweisen, welche Schönheit und Fülle darin liegt. Und zuletzt: Nicht zu oft an's Licht, nicht zu oft in den Concertsaal aus dem Studirsaal; denn die erste Aufgabe ist, ohne Rücksicht auf Aufführung, sich selbst zu vertiefen. Gar zu leicht werden die Musik-Vereine zu einer Art höherer Bänkelsängerei, und laufen Gefahr zu singen, was den Leuten gefällt und Geld einbringt. Noch einen Wink für die Männergesang Vereine: Laßt die Politik ruhen (welche es auch sei)! Es war ein Verderb der Vereine, daß die Politik sich hinter den Gesang steckte; es war auch ein Verderb für die Musik. Freilich den Patriotismus fördern, heißt noch nicht Parteipolitik treiben.

Daß die großen Musik-Vereine sich zur Aufgabe stellen, die großen Tonwerke Bach's und Händel's, Haydn's, Mozart's, Beethoven's u. A. zur Aufführung zu bringen, daß der Sinn für classische Musik in vielen Orten erwacht und an großen Musikfesten die Gelegenheit gegeben ist, in vollendeter Weise mit imposanten Kräften ausgestattet, Altes und Neues zu hören, ist nur zu loben, wenn mir gleich die Verlegung dieser Feste auf christliche Festtage, wie Pfingsten, nicht gefällt. Warum zwingt man die Kirche durchaus, gegen solche Feste zu polemisiren, die an andern Tagen gehalten, eine Förderung sittlichen

Lebens werden könnten, statt ein Hinderniß? Da wundre man sich nicht, wenn gerade der bessere und ernstere Theil sich kritisch zu solchen Festen stellt, und sich einen Genuß versagen muß, der erhebend und bildend einwirken könnte. Sodann wäre doch zu rathen, des Guten nicht zu viel zu geben. Man hört sonst nichts mehr, wie man bei den Weltausstellungen vor lauter Sehen nichts mehr sieht. Sodann ist der Preis zu aristokratisch theuer, als daß die mittleren Schichten der Bevölkerung Zugang haben könnten. —

Ueber die Kunst-Vereine, ihren Werth und Unwerth, hat's nicht an allerhand Liedern gefehlt. Der eine preist sie, der andere verwünscht sie in den Abgrund, der eine sieht eine Förderung, der andere einen Verderb der Kunst in ihnen. Und sie haben Beide — Recht. Es kömmt sehr darauf an, was sich der Verein zum Ziele setzt, welcher Geist ihn beherrscht. Er kann ein Sclave der öffentlichen Meinung werden und statt das Publikum in seinem Geschmack zu beherrschen, sich von ihm beherrschen lassen. Ihre Zeit ist vielerorts durch eigene Schuld vorüber. Aber wo man die Aufgabe sich stellt, nicht blos den Künstlern einen Absatzmarkt zu verschaffen (auf welchem oft „der Wenigstnehmende" und „Wenigstleistende" die besten Geschäfte macht, wo kleine ausgiebige Waare eingekauft oder blos die Technik belohnt wird), sondern das höhere Ziel im Auge hat, besonders der historischen Kunst Wege in's Volk zu bahnen, da haben Kunstvereine immer noch ihre Bedeutung. Darum

haben ihrer etliche auch mit Glück versucht, Aufgaben in dieser Richtung zu stellen und durch ihre Mittel es möglich gemacht, im Holzschnitt, als in der Volkssprache, dem Volke nahe zu kommen. Ich meine den Verein für „religiöse Kunst in der evangelischen Kirche“ — wie auch den „katholischen Verein für christliche Kunst“, und mache Sie aufmerksam auf das „christliche Kunstblatt“, in welchem Sie eine Fülle Stoffes finden, der in's Volksleben gebracht werden könnte. Vereine, die durch Ankauf classischer Holzschnitte das Bessere in die Häuser der Armen brächten, entweder anbietend zum billigen Verkauf, oder das Schlechte austauschend gegen das Gute, sollten in jeder größeren Stadt sein.

So kann denn auch durch die sog. „Verschönerungsvereine“, die der Natur nicht nachhelfen, aber einen Genuß derselben möglich machen, durch Anlage von Wegen und Sitzbänken, dem Volke die Gegend lieb und ihre Schönheit unbewußt zu Gemüthe geführt werden. Der Sinn für Naturschönheit aber ist gerade in den unteren Klassen oft in überraschender Weise entwickelt. Da wird auch der Friedhof, oft kahl oder voller Geschmacklosigkeit, umgewandelt werden in einen Ort, wo man gerne weilt. Die falsche Empfindsamkeit wird wahrem Gefühle weichen, die Kunst den Sieg des Lebens über den Tod im Steine preisen und die ganze Anlage einen stillen Frieden ausathmen, der an den Frieden derer mahnt, die zum Frieden gekommen und in ihren Kammern ruhn.

Ich schließe. Was ich geredet, habe ich nicht aus künstlerisch-ästhetischem, sondern vor Allem aus sittlichem Interesse geredet. Es gibt in der sittlichen Welt aber keinen Punkt, der für ein christliches Herz indifferent wäre. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß in der Kunst Mächte liegen, die ebenso gut aufbauend als zerstörend wirken können. Darum ist es auch an jedem Christen, sich einer solchen sittlich-socialen Lebensmacht gegenüber nicht indifferent zu verhalten, sondern an seinem Theile bessernd mitzuhelfen. Man hat mir während des Vortrags den Vorwurf gemacht, ich ließe vermuthen, daß der Mensch durch die Kunst selig werden könne und wolle durch die Kunst die Schmach des Kreuzes verschönern. Ich lasse es dahingestellt, ob dieser Vorwurf aus dem Gesagten heraus gerechtfertigt ist. Selig zu werden, ist freilich auch eine Kunst, zu der aber etwas anderes gehört, als was man von der irdischen Kunst verlangt. Aber das ewige Leben ist nicht blos ein jenseitiges, sondern schon ein diesseitiges, und lebt und wirkt sich, wie in Allem, so auch in der Kunst aus, in der wir fast ohne es zu wissen leben. Die Kunst wird den Menschen nicht selig machen, und doch! wer weiß und richtet denn, ob nicht für Manchen der Weg in's Heiligthum durch den Vorhof einer guten Kunst geführt hat? Aber der im Glauben selig gewordene Mensch wird auch gute Kunst treiben, denn an ihm predigt Alles. Ich suche die Schönheit und Vollendung christlichen Lebens nicht, wie freilich Manche, in rohem, grobem Wesen, in einer

zur Schau getragenen Verachtung der Kunst und aller edlen Bildung, sondern im „Nachdenken nach dem, was irgend eine Tugend, irgend ein Lob, was lieblich und wohl lautet" und trachte darnach, die himmlische Perle in goldener Fassung zu tragen. Wo dies Streben nicht ist (und der geringste vom Evangelio erfaßte Bauer kann das haben), schließe ich nicht auf einen ästhetischen, sondern auf einen sittlichen Mangel im Menschen, den auch kein übergeworfener Mantel schöner erbaulicher Redensarten wie „Bruch mit der Welt" oder „christliche Entschiedenheit" deckt. So wahr es ist, daß wir nur durch den Glauben an den Sohn zum Vater kommen, so wahr ist's auf der anderen Seite, daß ohne Heiligung Niemand Gott schauen wird. Zu heiligen hat der Mensch aber auch die Kunst, die er im täglichen Leben, in Wort, Bild oder Ton treibt.

So gehe ich nicht am Kreuze vorbei, wenn ich an seinem Fuße niederlege, im weitesten Sinne des Worts, was lieblich und schön ist, wenn ich kreuzigen heiße in der Kunst was sündlich, fleischlich und den Tod bringt. Ein weites Herz und ein enges Gewissen will ich mir aber bewahren in dieser verkehrten Welt. Die Starken soll Christus zum Raube haben und zu diesen Starken gehören auch die Künstler. Mein Auge sieht ihrer Viele in großem Umkreise näher oder ferner unter dem Kreuze sitzen, ihre Pinsel bereit, den Schönsten unter den Menschenkindern zu malen, ihre Meißel geschliffen, Ihn zu bilden, ihre Leyern und Harfen gestimmt, Ihn zu preisen.

Denn was irgendwie, auch von sittlich Reinem und Hohem aus heilig bewegter und berührter Künstlerseele entsprossen ist, nicht malend noch singend um Ehre und Lohn dieser Welt, im demüthigen Ringen und Schaffen sich selbst verzehrt, das hat auch einen Pulsschlag aus dem Herzen, das, wie göttlich-himmlisch, ebenso menschlich reich und voll wie kein anderes schlug und aus Liebe zu uns brach. Aber ich weiß, daß der Gekreuzigte auch der Auferstandene und Verklärte ist, daß mit dem Kreuze unser Heil nicht abschließt. Die Ostersonne des wiedererstandenen Lebens wirft ihre Strahlen voll himmlischer Schönheit und Verklärung, wie allenthalben hin, so auch auf das Kreuz. Möge denn auch bei uns diese verklärende Kraft des Evangeliums sich beweisen in „der Kunst im täglichen Leben.“

Vortrag,
gehalten auf der Pastoralconferenz
zu Bonn a. Rh. (Siehe die Vorrede.)

„Wie soll die Kunst im Cultus mehr zu ihrem Rechte kommen?"

Hochverehrte und geliebte Brüder!

Durch die veränderte Fassung der früher gestellten Aufgabe „über das Verhältniß der Kunst zur Kirche und der Kirche zur Kunst" in die concretere Frage: „Wie soll die Kunst im Cultus mehr zu ihrem Rechte kommen," bin ich von vornherein auf einen praktischen Boden gestellt worden. Die keineswegs unter uns harmlose Vorfrage: „Soll überhaupt die Kunst im Cultus zu ihrem Rechte kommen", darf ich damit als erledigt ansehen. Ich begrüße dies als einen entschiedenen Fortschritt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß nach Abklärung der Gegensätze zwischen Rom und Evangelium — eine richtigere Auffassung Platz gewann, die, ohne Furcht, des Katholisirens bezüchtigt zu werden, der Kunst auch in der evangelischen Kirche eine Freistätte bot, wie ja auch die Werke der Liebe eine solche fanden. Luther's Wort:

„Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche meinen, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musicam sehen im Dienste dessen, der sie geschaffen hat", hat doch sein Recht gefunden und die Zeit, da man zu 1. Mose 4. interpretirte: „Kunst ist Kunst und Spiel ist Spiel, gehört in Kain's Geschlecht" ist doch nahezu vorüber.

Eine lebensvolle Theologie, die, den Rationalismus und den einseitigen Pietismus überwindend, in den Realismus der Schrift eindrang, mußte die Einheit von Schöpfung, Erlösung und Heiligung, die Untrennbarkeit von Leib und Seele behaupten. Damit aber wirkte sie corrigirend auf die Anschauungen des Verhältnisses von Kunst und Kirche.

Wie die Kunst der Kirche bedarf, um ihre höchsten Ziele zu realisiren, so bedarf auch die Kirche der Kunst, will sie anders eine Darstellung des in ihr allseitig wirksamen Lebens sein. Zudem hat man erkannt, daß wenn einer Kunst, der Redekunst, in der Kirche willig die Pforten geöffnet werden, zum mindesten die andern Künste nicht völlig auszuschließen seien. Auch der in allen Schichten des Volkes entwickeltere Kunstsinn, dem in allen Gestalten Gutes und Schlechtes in künstlerischer Form dargebracht wird, fordert, daß die Kirche, die doch das Beste birgt, in der Schönheit der Form nicht völlig zurückbleibe.

Zugleich enthält aber auch unsere Frage eine Klage

und Anklage, deren wir uns keineswegs entziehen wollen. Soll die Kunst mehr zu ihrem Rechte kommen, so ist bei uns doch ein Manko bemerklich; so hat die Kunst die Stellung noch nicht in der Kirche gewonnen, die ihr wirklich gebührt. Was bis jetzt darin geleistet worden, ist meistens von Einzelnen ausgegangen und leider oft genug nicht im kirchlichen, sondern im bloßen Kunstinteresse, oder es ist Sache von Vereinen aber nicht der Kirche selbst gewesen.

Während auf andern Gebieten, wie z. B. in der Illustration, eine bessere Zeit heraufgekommen und eine volksthümliche Kunst bald und schnell ein Gemeingut unserer Häuser und Kinderstuben geworden, während in der Architektur ein verständiger, familienhafter Hausstil sich Bahn gebrochen, und in der Musik die besten Tonwerke unserer größten Meister Allen zugänglich gemacht werden, hält die Kirche mit der Einführung einer besseren, wahrhaft christlichen Kunst nur ein sehr mäßiges Tempo inne. Ihre Schätze liegen noch meist ungehoben und unverwerthet da. Wer seines Gottes Haus liebt, dem wird darin bei dem Anschauen so vieler Geschmacklosigkeiten und Unanständigkeiten wie David zu Muthe, da er ausrief: „Ich wohne im Cedernhause und die Lade des Bundes unter Dachsfellen.“ So Vielen aber, die für ihr Haus allen Schmuck verwenden, aber wenig oder nichts übrig haben für des Herrn Haus, gilt's zuzurufen: „Eure Zeit ist's, in getäfelten Häusern zu wohnen und des Herrn Haus muß wüste stehen.“

Ich will es ja nicht leugnen, daß nicht eine Gefahr bei der Einführung der Kunst in die Kirche sei: die Gefahr, die heilsamen nothwendigen Schranken zu übersehen und zu überschreiten, das Kunstinteresse vor dem Gottesdienstlichen verschlagen zu lassen, die Kirche zur Galerie und zum Concertsaal zu verwandeln.

Wo nicht das erwachte künstlerische Interesse sich paart mit einem regen, religiös-kirchlichen Sinne, wo die Kunst herrscht, statt der Gemeinde zur Erbauung zu dienen, werden wir immer im Interesse des Glaubens und innern Lebens sagen müssen: Ein kahler Gottesdienst, im kahlen Gotteshause, aber im lebendigen Herzensglauben gehalten, ist vor Gott angenehmer, als die schönst durchgeführteste Liturgie im herrlichen, gothischen Dom, wenn dabei die Gemeinde sich in oberflächlichen Rührungen bespiegelt.

Aber Niemand wird behaupten wollen, daß Kahlheit, Unschönheit, Unharmonie und Geschmacklosigkeit constitutive Merkmale des evangelischen Cultus sein müßten, er müßte denn die Stellen: „Was lieblich, was wohllautet, was lieblich und erhaben, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach" (Philipp. 4, 8.), aus der Schrift streichen und es ungereimt finden, daß der Apostel es für werth hält, den Weibern zu befehlen, im zierlichen Kleide sich zu schmücken. Die Gemeinde bringt ihr inneres Leben vielmehr im Gottesdienste ihre Gemeinschaft mit dem Herrn zur Darstellung und zum Vollzuge. Sie nimmt aus der

Fülle des Herrn; sie empfängt in der Liturgie die Verkündigung des göttlichen Wortes objectiv, und in der Predigt in lebensvoller, subjectiver Vermittlung; sie empfängt die Gnadenversicherung im Wort und im Sacrament ihres Herrn Leib und Blut; aber sie bringt Ihm auch das Opfer eines geschlagenen und geängstigten Herzens, den Weihrauch des Lobes, der Anbetung, der Bitte, Fürbitte und Danksagung, sie preist für die Vergangenheit, sie greift in die Zukunft — so ist's denn ein lebens- und wechselvolles Geben und Nehmen, was sich in dieser Gemeinschaft im Gottesdienste vollzieht.

Da dieser Vollzug nicht zur Erreichung von Zwecken, wie etwa eines Dienstes Gottes im kath. Sinne oder der bloßen Erbauung der Gemeinde, dient, sondern aus innerem Drang aus dem gläubigen Gemüth quillt, deswegen hat er die Form der Darstellung und bedarf hier der Kunst. Nichts darf also als bloße Kunstleistung sich breit machen, weder der Gesang einer musikalischen Produktion gleichen, noch das Bild einen bloß ästhetischen Genuß bereiten; beides ist ebenso verwerflich als wenn von der Predigt des Pfarrers nichts weiter gesagt wird, als sie sei „schön" gewesen. Nichts kommt im Gottesdienste zur Ausführung, weil es schön, sondern weil sich der Glaube der Gemeinde darin ausspricht. Aber wo dieser Glaube und dieses Leben vom Geist durchläutert sind, wo die innere Harmonie der Seele mit Gott in ihrem Heilande

ist, da stellt sich diese Harmonie auch nach Außen dar. Wo einmal die Perle des Himmelreiches ist, wird sie auch nach goldener Fassung ringen und wo der goldene Apfel, wird er sich auch die adäquate silberne Schale suchen. Und so wirkt eben das Harmonische, schöne Aeußere auch wieder reinigend auf das Innere zurück. Indem alles Excentrische, Disharmonische im Gottesdienste fern gehalten wird, wird das Aeußere zu einer Mahnung, nun auch innerlich dieselbe Ruhe und heilige Anmuth darzustellen. So eng ist das Schöne mit dem Heiligen verknüpft, in solcher Wechselwirkung stehen Kunst und Kirche.

Diese Gedanken als richtig vorausgesetzt, schicke ich mich nun an, die gestellte Frage zu beantworten: Wie kann die Kunst im Cultus mehr zu ihrem Rechte kommen?

Ich beginne naturgemäß mit der Architektur. Das Erste, dessen die Gemeinde für ihre gottesdienstliche Versammlung bedarf, ist eine vom Weltleben abgesonderte Stätte. Erlassen Sie mir das Klagelied über vergangene Zeiten, über geschmacklose Kirchen, diese schreienden Steine aus einer trostlosen Zeit. Ein Besseres ist allenthalben im Anzuge. Unsere Architekten bringen den Sinn für kirchlichen Anstand, ein besseres Verständniß für den Kirchenbau von den Academien mit.

Es ist jetzt leider nur so: Früher mußten Gemeinden einen verständigen Architekten suchen, jetzt müssen ver=

ständige Architekten verständige Gemeinden, Gemeindevorsteher und Pfarrer suchen. Man ist doch zu der Einsicht gekommen, daß vier glatte getünchte Wände mit Stühlen und Bänken, einer Kanzel oder Katheder, ein viereckiger und ungegliederter Saal nicht das Ideal eines Kirchbaues sei, noch weniger eine Herstellung des Urchristenthums, sondern vielmehr ein Rückfallen in's Heidenthum, dessen Signatur sich in seinen Tempelbauten ohne Gliederung als eine Architektur des Aeußeren kundgiebt, während die christliche Architektur als eine Architektur des Inneren sich manifestirt. Man hat doch endlich gelernt, daß es nicht einer Scheune bedarf, um Gott im Geiste und der Wahrheit anzubeten und gesehen, daß man durch sein abergeistliches Verschmähen alles christlichen Baustils dahin gekommen ist, bei obligater Vermiethung des Mittelparks, der Sperrsitze und Galerien dem Affen der Kirche getreulich nachzuahmen — dem Theater. Selbst die neuen reformirten Kirchen in Basel, in der Schweiz und im sehr scrupulösen Wupperthal haben sich dem Zuge der Zeit nicht entziehen können.

Wir verlangen keine prächtigen Bauten, die arme Gemeinden zu ruiniren (was übrigens auch durch geschmacklose Bauten geschah), aber wenigstens im anerkannt historischen Stile sollte auch die kleinste und ärmste Kirche gebaut werden. Unsere Zeit ist, wie überhaupt, auch für den Kirchbau nicht schöpferisch, aber sie reproduzirt gut und lebensvoll; mag denn einer von den historischen Stilen gewählt werden, welcher es will, aber man führe

ihn durch und flicke nicht ungehörige Lappen hinein. Aber auch in der Architektur finde keine bloß neue Auflage und Copie des Alten statt. Gesättigt vom Geiste der Alten begrüße man freudig den Fortschritt, der in den Mitteln des neunzehnten Jahrhunderts sich darbietet.

Doch ist hier immer noch viel zu thun. Eine richtige Gliederung der Kirche und ihrer Räume will noch vielen Presbyterien und Pfarrern nicht in den Kopf, das Ideal bleibt Vielen ein hohes, weit über den Köpfen der Zuhörer gebautes, im Fond der Kirche angebrachtes Schwalbennest, sonst auch Kanzel genannt, zu seinen Füßen der s. g. Altar und darüber der Herr Schulmeister auf der Orgel. Da hat man denn so ziemlich hübsch Alles bei einander, was in der Kirche zu sehen ist.

Wenn irgendwo, so gilt nun hier: Es liegt Vieles am Pfarrer. Versteht er nichts vom Kirchenbau, wird's immerhin, namentlich in Dorfgemeinden, schlimm bestellt sein. Ich verlange nicht, daß der Pfarrer ein Baumeister sei, nur soviel soll er verstehen, daß er nichts versteht (und dazu bedarf er schon sehr viel) und sich an die rechte Quelle wendet. Daß unsere kirchlichen Bauten den Referenten der Regierungen, die zum Theile katholisch oder wenig Sinn für evangelischen Kirchenbau haben, theils mit anderweiten Bauten beschäftigt sind, entnommen und einem in der kirchlichen Baukunst durchgebildeten und erfahrenen Architekten, der beim Consistorium und Provinzialsynode seinen Sitz hat, übergeben werde,

ist ein frommer Wunsch, der mehrfach ausgesprochen, der Erfüllung harrt.

Wenn ich nun von der Architektur zur Sculptur und Malerei übergehe, so bin ich mir bewußt, hier einen ungleich schwierigeren Boden zu betreten. Leichter läßt sich die Nothwendigkeit einer vernünftigen, organisch gegliederten Architektur der Kirche nachweisen und verstehen, als gerade die Anwendung von Bildern und Statuen.

Wir besorgen, wenn das Haus Gottes mit den Bildern der Ideen und Thatsachen des Heils geschmückt ist, welche den Grundinhalt des Gemeindeglaubens ausmachen, eine Zerstreuung des Geistes und des Gemüths oder gar eine Uebertretung des ersten Gebotes. Die erste Christenheit hat nicht so gedacht; selbst als die Kirche noch eine Kirche der Katakomben war, hat sie mit sinnvollen Zeichen die Gräber geschmückt, hat sie sich mit Bildern (wie dem des guten Hirten) im Ausharren vermahnt. Wir räumen der Predigt gewiß eine hohe Stelle, ja die vornehmste im Gottesdienste ein, aber es ist doch immerhin nur eine. Anbetung und Sacramentsfeier haben auch ihr Recht. Hier kann in der feiernden Gemeinde das Bild nur zur Andacht und zu inniger Versenkung erwecken; stören nur dann, wenn es sinnlos, geschmacklos ist oder ein wirres Durcheinander von blendender Pracht bietet. Nicht blos der Verstand und Wille, auch Gemüth und Phantasie sollen von himmlischen Gedanken erfüllt und geheiligt wer-

den; das geschieht aber nicht durch die Predigt allein. Unsere Kinder, bei denen Gefühl und Phantasie als religiöses Organ anschlägt, haben von der Kirche nur den traurigsten Eindruck: kalte Füße, kahle Wände, lange Predigten, das sind die Jugenderinnerungen bis etwa zur Confirmation. Ein Kind muß sehen und hören, aber unsere Kirche weidet wohl ihre Schafe, aber in der Kirche ihre Lämmer wenig. Abgesehen davon, daß noch ein großer Theil Menschen existirt, die einer Predigt wenig zu folgen im Stande sind, die aber ein Bild dauernder belehrt.

Ich gestehe gern zu, daß hier mit Schonung und Vorsicht, mit strenger Auswahl des Besten verfahren werden muß, und vornehmlich hat die Plastik wieder mehr um Einlaß zu bitten als die Malerei. Die Plastik ist eine überwiegend antike Kunst und hat auch in der antiken Welt ihre Vollendung gefunden. Sie hat es mit der Körperlichkeit zu thun und vermag darum auch nicht in dem Maaße geistig und auf's Innerliche zu wirken, wie die Malerei. Die Bildhauerei wird in ihren untersten Graden vornehmlich auf die schöne Ausführung des Maaßwerks, des Baustils der Capitäle bedacht sein. Die Plastik wird namentlich an dem Portal der Kirche in vollem Relief die Summa des Evangelii darzustellen haben; ob symbolische Figuren anzubringen sind, will ich dahingestellt sein lassen, vielmehr empfehlen sich an den Säulen die Statuen der Patriarchen, Propheten und Apostel, die Zeugenwolke der Vergangenheit redend zur Gegenwart.

An Kanzel und Altar hat namentlich die Bildhauerei im schönen Material des Eichenholzes ihre besondere Aufgabe. Wie sinnvoll haben unsere Alten die Kanzel verziert, mit Petri Fischzug, den Evangelisten; anderer sinnvoller Sculptur nicht zu gedenken. Dagegen zu Barmen predige ich auf einer Kanzel unter Lilien und Rosen, unter einem riesigen Schalldeckel, unter Glocken und Aepfeln! Hat man nur einen Tisch, so kann auch der würdig hergestellt werden, ist's ein Altar, so kann auch an ihm in Relief Sinnvolles geleistet werden. Aber in welchem Zustande befinden sich oft unsere Altäre! Oben ein mottenfräßiges Tuch, unten ein schlecht verdeckter Anstrich, den imitirten Marmor darstellend, und drinnen hat der Küster seine Heubündel zum Feuern der Chorkammer! Ich gedenke noch kurz der Holzschnitzarbeiten der Kirchenbänke und Stühle. Wie sinnreich, voll Vermahnung ehemals, wie plump und kalt oft heutigen Tages! Bänke sind ohnehin in der Kirche etwas störendes, man müßte sie wenigstens so erträglich wie möglich machen. Aber wie gesagt: In der Plastik maßvoll und vorsichtig!

Vertrauter ist eher unser Volk mit Bildern, an die es auch schon mehr in den Häusern gewöhnt ist. Die altchristliche Kirche, hat wie überhaupt schon in der Architektonik, auch im Bilde den Zug nach Vorwärts bethätigt und den Blick des Eintretenden in die Siegesgestalt der Kirche gelenkt: Der segnende Christus, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat, schaut aus dem

Mosaikbild in der Kirche als das Haupt und der Herr hervor, neben ihm die triumphirende Gemeinde, die zwölf Apostel, die vier und zwanzig Aeltesten, mit Kronen und Palmen, die Ueberwinder, die gekommen sind aus großer Trübsal. Das ist nun freilich ein anderer Blick, als wenn in dem zugemauerten und zugenagelten Thor ein Pförtlein sich hoch aufthut und der Herr „Prediger" hervortritt.

Das Warten auf die Zukunft unsers Herrn ist überhaupt eine Seltenheit geworden, wenig tönt das Wort der Weissagung von der Kanzel. Das Bild könnte immerhin wach erhalten, auch wenn der Prediger und ein gut Theil der Gemeinde schlafen. Im Schiff der Kirche ließe sich an die eintönigen Emporen, in Felder getheilt, die heilige Geschichte in ihren Hauptmomenten, vom Paradies und Sündenfall bis zur Himmelfahrt Christi malerisch darstellen.

Einen Ersatz für die Malerei, die namentlich außer Altarbildern in gothischen Kirchen schwerer anzubringen ist, und zwar einen sehr schönen Ersatz bilden die Glasmalereien, in denen sich unsere Zeit auf eine hohe Stufe der Vollendung geschwungen hat. Ich bin nicht entzückt von dem Lobe, das man einer Kirche spendet: sie habe viel Licht und sei sehr hell. Das Hauptlicht muß die Gemeinde mit der Predigt sein, sonst aber ist ein gedämpftes, gebrochenes Licht nur wohlthuend. Es ist nicht angenehm, von der Kirche und den Emporen aus hinüber zu schauen in ein Nachbarhaus, wo das Dienstmädchen die Stuben reinigt, oder ein Anderer seinen

Rock flickt. Die Gemeinde soll geschieden sein von der Außenwelt und in der Welt der heiligen Geschichte leben. Fehlen die Mittel zur Ausschmückung mit Bildern an den Seitenfenstern, so lassen sich diese doch sinnig mit kirchlichen Emblemen verzieren, um den neugierigen Beschauer von Außen abzuhalten. Das Chorfenster bietet der Gemeinde die Gelegenheit, ihr Gotteshaus zu schmücken und im wohlthuenden Farbenglanz vornehmlich den Herrn der Kirche, den erhöhten und wiederkommenden darzustellen; so daß die Kanzel in ihren Sinnbildern Ihn als den Propheten, das Altarbild als den Hohenpriester, die Chorfenster als den König darstellten. Das wäre eine einfache Symbolik, ein kurzes, lautes Zeugniß von Christo. Diese Fenster sind verhältnißmäßig billig herzustellen und noch jüngst hat eine kleine, westfälische Landgemeinde mit wenig Mitteln sich einen schönen Schmuck in die Kirche verschafft. An Mustern fehlt es hier nicht, nur an den Händen, die darnach greifen.

Ich berühre noch einen Punkt, der zum Aeußerlichen des Gottesdienstes gehört, die kirchlichen Geräthe. Wir leben im Zeitalter der Eisenconstruction, des Plattirten und des Neusilbers. Wie die Eisensäulen, die in einem Eisenbahnwartesaal sich vortrefflich machen mögen, ihren Eingang in die Kirche gefunden, so auch das Neusilber und die Plattirung. Es sollte aber im Hause des Herrn nichts Lahmes und Blindes sein.

Unsere alten Kelche und Kannen sind auf Jahrhunderte gearbeitet, die ganze Liebe des Meisters hat er in seine Arbeit gelegt. Schlicht, aber gerade in der Schlichtheit und Einfachheit edel, finden wir den Abendmahlskelch und die Brodschüsseln. Es ist mir wenigstens das gelungen, bei der Taufe ein silbern vergoldetes Becken zu benutzen (meines Wissens das erste im Wupperthale), um nicht mehr genöthigt zu sein aus Zuckerdosen, Waschschüsseln, Suppenschüsseln und Blumenvasen die Kinder in den Häusern zu taufen. — Es liegen auch hier die besten Muster aus alter und neuer Zeit vor. Können wir auch nicht die alten, vielleicht gestifteten, Geräthe entfernen, so ist's doch bei Anschaffung neuer Geräthe nicht gerathen, jeden nach Willkür in der Kirche stiften zu lassen. Wir sind nicht verpflichtet, Unwürdiges anzunehmen.

Ebenso haben wir zu verlangen, daß wenn Frauenhände in Decken und Teppichen der Kirche etwas stiften wollen, nicht ein buntes Conglomerat brillanter Farben und Blumenpracht gestiftet werde. Die Kirche wandelt wohl über Drachen und Ottern und Dornen, aber nicht über Blumen, und die Altardecke sei wenigstens sinnvoll und gehe in historischen Farben. Und, um noch etwas sehr Aeußerliches der Geräthschaften zu nennen, das immerhin noch als wohlanständig in den Bereich der Kunst gehört: Hüten wir uns vor einem schlechten Stand der Kirchenröcke! Zerrissene, mit einem von Fett und Speck triefenden Kragen, abgeschossene Röcke, schmutzige Ueberschläge, lassen auch auf innere Unordnung schließen.

Lassen wir auch unsern Küster in ehrbarem schwarzen Kleide einhergehen; es will doch nicht passen, wenn der Mann eine rothe Weste und graue Beinkleider und einen kaffeebraunen Rock trägt.

Ich bin mir bewußt, viel verlangt zu haben, vielleicht Manchem zu viel, aber Alles nur in der Weisheit, den Verhältnissen und Mitteln angemessen, aber das Geringste doch allenthalben: Ordnung, Sauberkeit und Reinlichkeit. Dulden wir keine weggeworfene Cigarrenstummel, keinen monatelangen Schmutz, keine Spinnweben. Lasset Alles ehrbar zugehen.

Ich komme nun zu den Künsten, deren Berechtigung in der Kirche mehr anerkannt und in ihr auch mehr geübt, die zum Gottesdienst im engern Sinne des Wortes gehören — der Kunst im Wort und im Ton.

Nur ein kurzes Wort über die Liturgie. Sie selbst ist, richtig gegliedert, in sich ein Kunstwerk von hoher Schönheit, sie repräsentirt in keuschester Form die für die Kirche am schwersten zu verwerthende Kunst: die dramatische. In ihr ist Bewegung, Sündenbekenntniß des Sünders, Gnadenversicherung Gottes, Bittgebet der Gemeinde für's Wort, die Verkündigung des Wortes in Evangelium und Epistel und das sich dazu Bekennen der Gemeinde im Glaubensbekenntniß. Den Uebergang aus diesen objectiven Stücken zur subjectiven Predigt bildet das aus den Gnadenschätzen des Glaubens entsprungene Predigtlied. Es folgt die Predigt, den ewigen, unendlichen Inhalt der Gemeinde, ihrem Bewußtsein

vermittelnd, die Ewigkeitswahrheiten in's Licht der Zeit stellend, darnach das aller Christenheit Noth und Anliegen zusammenfassende Kirchengebet, das Nahen zum Herrn, wenn Er uns genaht und nun das Nahen des Herrn im Sacrament und die Beugung der Gemeinde in der Anbetung des Dreimalheiligen, der Empfang des Sacraments und das Hinabgehen in's Haus mit dem Nunc dimittis: Du lässest Deinen Diener in Frieden fahren: „Ich habe meinen Heiland gesehen im Wort, im Sacrament, im Ernst und Güte, in Bitte, Gebet und Danksagung!" — Um dieses ihres Gehaltes, und der Bethätigung des Glaubens in Gnadengemeinschaft mit dem Herrn willen sei uns dies Stück unsers Amtes wichtig. Es ist nichts widerlicher, als einen Menschen andachtslos die Liturgie herunterlesen zu hören. Es macht mir immer den Eindruck, als wollte er sagen: „Was bis jetzt da war, ist Alles nichts, beten ist nichts, das lautere Wort gelesen ist nichts, des Bekennen des Glaubens nichts. Jetzt paßt mal auf, jetzt komme *ich*!"

Man entgegne doch nicht immer: „Gottes Wort muß verkündet werden." Ist denn wirklich das Alles Gottes Wort, das der Prediger predigt? Wirklich und gar nichts Anderes? Wäre nicht unseren Gemeinden statt Athenienserthum ein wenig mehr Beroenserthum noth, fleißig zu forschen, ob sich's also verhielte? Und liegt nicht in der Liturgie eben so viel, vielleicht noch manchmal *mehr* Wort Gottes, als in der Predigt? Und hat nicht die Liturgie, haben nicht die Lieder und Gebete noch Vieles

von dem Glauben erhalten, der von der Kanzel herabgenommen ward? Aber die Liturgie selbst nicht blos, auch sie zu lesen ist ein Stück Kunst. Die Ruhe und Würde, die sie erheischt, das ausdrucksvolle aber nicht in's Pathos fallende Lesen der Gebete und der Worte der Schrift, das will gelernt sein. Unruhe und ungefügiges, plumpes Wesen stört hier noch mehr als bei der Predigt. Man feiere nur einmal einen rein liturgischen Gottesdienst und man wird finden, wie leicht hier jeder Verstoß verletzt.

Die Dichtkunst, der wir den unermeßlichen Schatz der herrlichsten Lieder verdanken, ist schon völlig in der Kirche eingebürgert. Nur hier und da taucht wieder eine extreme Richtung auf, die grundsätzlich kein Kirchenlied singen lassen will, der Kunst halber und lieber aus den Psalmen singt, also wesentlich in den alttestamentlichen Standpunkt, in den Schatten aus dem Wesen zurücksinkt. Ist es doch jüngst aber begegnet, daß bei einer solchen Feier, wobei (vielleicht auch aus Urgirung des „Worts") nur Psalmen gewählt wurden, nur ein Kirchenlied Gnade fand und das war das aus dem Apokryphen Jesus Sirach entnommene: „Nun danket Alle Gott"!!

Daß auch die Predigt in gewissem Sinne Kunstwerk sei, insofern sie in geordneter, klarer, zum Herzen sprechender Rede die Gottesgedanken entwickelt, wird niemand läugnen wollen, ebensowenig, daß sie nur zu oft sich als pures Kunstwerk produzirt und Zwecken dient, die ihr fremd sind. Manche Predigt gehört eher

auf die Bühne als auf die Kanzel. Auch hier hat die Kunst einzuwirken, indem sie es ist, die jene Harmonie jenes Gleichmaß der Rede herstellt, die den Hörer so wohlthuend ergreift. Sie verbietet, was unschicklich, unschön und unheilig ist, lehrt den edlen Anstand, die Würde ohne Pathos.

Ich eile zur letzten der Künste, zur Tonkunst. Sie ist ja auch ein integrirender Theil beim Gottesdienste. Weß das Herz voll, geht auch der Mund über.

Die Orgel empfängt uns, sie, das adäquate Instrument für den Gottesdienst, bei deren Tönen man den vergißt, der sie spielt; dies leidenschaftslose Instrument, das nichts hat vom Fibriren der Saite, sondern durch die elementare Gewalt des Windes jene wunderbaren Tonfarben und Mischungen mit einem Male hervorbringt, die den Hörer zur Andacht stimmen. Dies Instrument ein Abbild der feiernden Gemeinde unten, die in tausend verschiedenen Zungen, in verschiedener Intonation von dem gleichen Winde des Geistes beseelt sein soll, alle redend, aber jedes zu seiner Zeit. Es ist eine Steigerung des Tonklangs im Gottesdienste: Eherner Klang der Glocken, der da ruft, elementarer Ton der Orgel, der uns empfängt und zuletzt erhebt sich die seelenvolle Menschenstimme. Sie begleitet in ihrem Gesang nicht blos die Predigt als Predigtlied und Schlußvers, sie hat auch noch mehr zu thun. Sie hat zu klagen, sie hat zu bitten, zu loben und zu danken. Aber sie möchte noch mehr, sie möchte durch ihren Chor gereizt werden zu

Liedern im höhern Chor, sie möchte sich entzünden in ihrem Gesang, dadurch daß sie sich selbst singen hört. Diesen Dienst übernimmt der Singchor.

Unsere evangelische Kirche hat sich in Kirchbau, Plastik, Malerei, Ornamentik nicht schöpferisch im spezifischen Sinne erwiesen, sie mußte bei der katholischen Kirche in die Schule gehen; aber den Gemeindegesang hat sie geboren, den Kunst- und Chorgesang aber in eigenthümlichster, schöpferischster Weise gepflegt und Schätze angehäuft, die, wenn sie einmal wirklich der Gemeinde zum Bewußtsein gebracht werden, mit Staunen erfüllen würden.

Ich habe vom Singchor geredet. Ich weiß und kenne die Einreden wider ihn. Fürchten Sie nicht eine Beeinträchtigung des Gemeindegesangs. Stünde die Sache so, ob Chor- oder Gemeindegesang, so wäre die Sache entschieden. Unbedingt würde ich den Chorgesang aufgeben. Aber so steht die Sache nicht. Ebenso wenig ist der Einwurf begründet, daß der Chor ein ästhetisches Interesse befriedige; das liegt nur im Mißbrauch, in der Verfehlung der Schranken. Der Chor ist nicht verdrängender Stellvertreter der Gemeinde, wie in der römischen Kirche. Es ist ein Fehler auch unserer, in mancher Beziehung der Verbesserung hochbedürftigen preußischen Agende, daß dem Chor Stücke der Liturgie gegeben werden, die der Gemeinde von Rechtswegen zukommen. Der Chor vertritt mit seinen idealen Kunstleistungen vielmehr den idealen Factor in dem Bestand der Gemeinde. Die

Gemeinde ist Glied der ganzen Christenheit auf Erden, mit der sie bekennt, für die sie betet, mit der sie, wie mit der triumphirenden Gemeinde namentlich in der Präfation vor dem Abendmahl in Verbindung tritt. Diese ideale Gemeinde repräsentirt der Chor und gerade im Gesang repräsentirt er sie am angemessensten, da nicht ein Einzelner, sondern eine Menge singt. Aus dieser seiner richtigen Stellung erhellt, daß der Chor weder die Gemeinde verdrängt, noch auch vor der Gemeinde sich nur produzirt. Chor und Gemeinde wird einander respondiren müssen, in Antiphonie oder in wechselseitigem Singen der Strophen der Lieder, und nur beim heiligen Abendmahl mag er selbstständiger auftreten. Im Hauptgottesdienste, wohin man aus wohlgemeintem oder schlecht verstandenem Interesse für den Schmuck des Gottesdienstes so gerne den Chor verwenden möchte, wird er immer eine bescheidene Stellung einnehmen müssen und der feiernden Gemeinde nichts vorweg nehmen. Aber im Nebengottesdienste, in Vor- und Nachfeiern der Feste hat er die schöne Aufgabe der Vermahnung durch geistliche Lieder, Psalmen und Lobgesänge. Namentlich aber in liturgischen Feiern an den Abenden hoher Festtage.

Ich schließe. Mögen diese Andeutungen Ihnen eine Anregung gegeben haben, der Sache weiter nachzudenken und mich zu belehren, wo ich geirrt.

Druck von C. Schulze u. Comp. in Schmiedeberg, Provinz Sachsen.